

VERBODEN

Illustrirte Damen-Zeitung.

Mr. 14.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 4. April 1894.

Vierteljährlich 2½ Mark.

40. Jahrg.

Andere Seiten.

Roman von E. Vely.

Nachdruck verboten.

„Tag, Engelhard, Tag!“ nickte der Prinz freundlich lächelnd dem alten Kammerdiener zu, der in kerzengerader Haltung da stand. „Der Reifestaub ist abgeschüttelt, nun können Sie mich Ihrer Durchlaucht melden und fragen, ob ich meine Aufwartung machen darf. Zwei und eine halbe Stunde zu früh — ist nun aber mal so! Und Engelhard, es ist mir am liebsten, wenn ich die gnädigste Frau Mama —“ Er kniff zwinkernd eines seiner blauen Augen zu.

Er war groß, dunkelblond, kräftig, hatte einen schönen Schnurrbart und prächtige Zähne. In der Civilkleidung verriet sich die militärische Haltung.

„Die Frau Oberpfarrer und die Frau Amtsrichter machen soeben ihre Aufwartung —“

„Beileibe nicht, Engelhard — ich warte mit meinem Ueberfall!“ Und er trat über die Schwelle des Vorzimmers, dessen Thüre der Kammerdiener weit öffnete. Hier war Sonnenschein, standen Blumen, war es behaglich. In den kalten Korridoren, die der Prinz eben vom Wasserbau her durchschritten hatte, schauten uralte Ahnenbilder von den Wänden, standen gerüstete Gestalten, roch es nach Jahrhunderten. „Vrr!“ Er hätte es zu allen diesen großäugigen Frauen mit den fest zusammengekniffenen Lippen und der gleich steifen Haltung, mochten sie die Schauben oder den Reifrock tragen, und zu den Männern mit der raubtierartig krummgebogenen Nase hinaufsehen mögen: „Ich mag den Moder nicht und den Pops nicht — ich bin ein Kind meiner Zeit. Laßt mich in Ruhe mit euren strengmahrenden Blicken!“

„Wenn Durchlaucht sich ins Kabinett bemühen wollen — es ist, weil später die Damen —“

„Bin schon da, guter Engelhard!“ Er verschwand hinter den mattgrünen Vorhängen des persischen Kabinetts. Es hieß so nach einigen orientalischen Schau- stücken, die dort aufgestellt waren. Zu Anfang des Jahrhunderts hatten sie noch Wert gehabt, da hatte eine Schlossfrau von Wündel sie eines befonderen Raumes für würdig erachtet — heute fand man derartige Dinge bei jedem Bankier.

Die gute Fürstin Anna! Sie hatte mit erstaunenswerter Pietät alles beim Alten gelassen in diesem Schlosse, in welchem sie nun schon dreißig Jahre residierte. Er würde den ganzen alten Krempel in drei Stunden durcheinander geworfen haben! „Engelhard! Seine Durchlaucht ist —“ Er steckte den Kopf durch die Vorhänge.

„Nach Krienitz, zur Jagd!“ „Das sagte man mir schon auf der Station! Ich meine — wie weht die Luft hier, Engelhard?“

„Immer dieselbe Temperatur, Durchlaucht!“

„So, hm!“ Er kam wieder heraus und stellte sich an das Fenster und sah hinab in den Rosen-

garten der Fürstin, der sich unter ihnen ausdehnte. Engelhard horchte nach links.

„Verzeihung, Durchlaucht, die Damen kommen zurück.“

Mit einem Satz war der Prinz aufs neue hinter der Portiere. Kleider rauschten, eine tiefe Stimme sagte: „Doch gar zu gnädig!“ und eine sehr hohe: „Allemaal eine Erquickung!“ Eine Thür öffnete und schloß sich. Dann meldete der Kammerdiener: „Die Frau Fürstin sind jetzt allein im kleinen braunen Salon!“

„Meine gnädige — gute, liebe Mama!“ Der Prinz beugte sich über die beiden schlanken Hände, die sich ihm entgegenstreckten, und wurde dann auf die Wangen geküßt. „Mein lieber Didi — willkommen daheim, mein Herzensjunge!“

Die Fürstin Anna hatte einen warmen Ton, und aus ihren großen, blauen Augen leuchtete helle Freude, als sie den Prinzen neben sich auf das altmodische Sofa zog, nachdem sie ein paar Kissen beiseite geschoben hatte. Sie war fast zu groß für eine Frau und sehr mager, hatte eine stark gebogene Nase, einen energischen Mund und eine sehr gerade Haltung. Ihre Augen hatten jenen mandelförmigen Schnitt, den die aller Ahnfrauen aus dem Hause Wündel zeigten — sie war eine Wündel-Eppenbach, eine Cousine ihres Gatten.

„Das thut gut,“ sagte Prinz Dietrich — „und ich legte es auch darauf an, früher zu kommen, als ich erwartet wurde. Nur, um bei dir hier einzufallen!“

Sie strich über sein Haar. „Sieht vortrefflich aus!“

„Und hier ist alles beim Alten, natürlich,“ sagte er, seine Blicke durch den Raum gleiten lassend, der braune Plüschmöbel enthielt, Familien-Ölbilder und Photographien und jene hundert Dinge, die vor vierzig Jahren der Schmuck der eleganten Räume gewesen waren: gestickte Ofen- und Sofaschirme mit Rosen und Lilien, Fußbänke mit Möpsen und Papageien und auf den Tischen Präsentierbretter mit aus Elfenbein geschnitzten Säschelchen. „Der Hofmarschall gilt alles, die beiden Kammerräte sehr viel, und Fräulein von Zeben ist fromm und liebt ihr Maltzheferhündchen — he?“

„Spottvogel — und deine alte Mama?“

„Ist mein guter Kamerad und wird mir gleich sagen, warum mich der Fürst so dringend berief und ob ich diesmal, weil ich so gehorsam folgte, auf eine recht offene Hand bei ihm rechnen kann? Denn abgesehen von der Wiedersehensfreude — Mamachen, du hast mich ja zur Aufrichtigkeit erzogen — ist Wündel für unsereinen, der in Potsdam steht, doch eine kleine Verbannung — nämlich, wenn man bedenkt, was man in Berlin in drei Tagen erleben kann — und hier in acht so gut wie nichts. Ach, Jugend hat eben keine Tugend! Sei gnädig, du mein alter Kriegskamerad, der hier in den grauen Türmen in philosophischer Ergebenheit sitzt.“

Er sprang auf und stellte sich vor das Bild einer blassen, blonden Frau, die auch Wündelsche Familienähnlichkeit hatte. „Sie ist ja nun meine wirkliche Mutter — aber sieh, ich kannte sie doch nicht, und dir danke ich so viel — und wenn sie nun so in all und jedem noch umgeht, ich weiß nicht, wie ich das anders ausdrücken soll — so — so kränkt mich das förmlich für dich —“

Die Fürstin hielt ein Elfenbeinfigürchen in der Hand, über dessen Kopf sie mechanisch strich. „Ich war eine arme Prinzessin von der Nebenlinie und schwer zu versorgen. blieb ich unverheiratet, so winkte mir eine Wohnung im Prinzessinnenhaus von Eppenbach mit der kümmerlichsten Apanage — so wie heute meine Schwestern dort vegetieren. Mein Vater war dankbar, daß Fürst Dietrich mich



Promenaden- und Besuchstoiletten.

(Beschreibung Seite 157.)

wählte, den Platz der verstorbenen Cousine einzunehmen, und ich war demütig erzogen und wagte die eigene, erst zwanzigjährige Persönlichkeit zuerst nicht geltend zu machen. Und hinterher wurde mir das alles gleichgiltig — hinterher — Sie schnellte das Spielzeug an seinen Platz zurück und richtete sich auf. „Didi — damals waren die Menschen noch anders, noch in der erstickenen, dumpfen Luft. Den frischen Wind, der uns jetzt um die Nase weht, gab's noch nicht. — Heute werden die nachgeborenen Söhne auf Wünder-Eppenbach Professoren und Regierungsbeamte, der Respekt vor den alten Wappen hat sich ungemein vermindert. Und stände ich heute noch einmal jung da, so ließe ich mich weder in einen Prinzessinnenbau stecken, noch aus Warmherzigkeit zu einer Schattenfürstin machen. Selbst ginge ich mit frischem, frohem Mute hinaus, um den Kampf mit dem Leben aufzunehmen. Ja, mein Junge, und weil ich unseren Prinzessinnen- und Grafen-Mädels rechts und links auf Hohen- und Klein-Wünder predige: „Lernt etwas, bildet eure Talente aus, leistet mehr, als in der Weihnachtszeit im Armenkränzchen nähen und stricken“ — da bin ich eine Art von Schreckgespenst bei unseren durchlauchtigen und erlauchten Müttern. Schadet aber nichts — ich rüttle hier und dort doch eine Gleichgiltige wach, daß sie wenigstens mit offenen Augen um sich sieht!“

„Na,“ sagte Prinz Dietrich, seinen Schnurrbart liebkosend, „wir haben ja auch bereits Gräfinnen, die öffentlich Geige spielen, und Fürstinnen, die mit dem Familienschmuck angethan —“

„Et! Mein Sohn, es war mir nicht zum Scherzen, du selber bist auch kaum ernsthaft genug — vorläufig —“ Er küßte ihre Hand, von dem Ton betroffen. Sie lehnte sich zurück. „Morgen kommt Eck mit der Frau — Fürst Dietrich hat ihnen das einfach anbefohlen. Ihre Lebensweise war in einem so großen Train, daß es deinem ohnehin in Geldsachen nicht schwierigen Vater doch nicht möglich war, es so fortgehen zu lassen. Der Ritterbau soll von ihnen bewohnt werden.“

Prinz Dietrich schüttelte den Kopf. „Die Sizilianerin hier — in dem alten Schlosse? Verzeih — in dem langweiligen Leben? Nach den Stationen von Paris und London, von Palermo, Nizza und Ostende —“

„Die sind eben nicht mehr aufrecht zu erhalten. Und die kleine, arme Prinzessin muß sich drein finden. Sie hat einen Deutschen geheiratet — sehr zum Leidwesen ihres Schwiegervaters — sie muß am Ende auch einsehen, daß sie damit Pflichten übernommen hat —“

Eine Pause.

„Glaubst du — daß — daß das gehen wird?“ fragte Dietrich.

Nur ein Seufzer, ein Achselzucken der Fürstin. Ihr gelbgraues Seidenkleid war nach dem neuesten Schnitt, mit bauschigen Ärmeln und einem weitausfallenden Rock. Dietrich verstand sich darauf. Und hinter der hohen Stirn waren die klarsten und modernsten Gedanken, denen zu folgen der lebensfreudige junge Mann oft kaum geneigt war, und doch war's ihm, als sei sie aus einem der Rahmen in der Ahnengalerie herausgestiegen.

„Der Fürst möchte die Ankunft des jungen Paares morgen etwas feierlich gestalten — die Erbprinzessin betritt unseren Grund und Boden zum erstenmale —“

„Herkömmlicherweise,“ schaltete Dietrich ein, „er hängt ja so an dem Herkömmlichen. Na, wie Eck und er und die schöne Luigia sich miteinander stellen werden! Weißt du, gnädigste Frau Mama, das Schicksal hat es ganz gut mit mir gemeint, daß es mich als nachgeborenen Sohn ins Dasein befördert hat. Ich beneide Eck nicht.“

Engelhard trat auf die Schwelle. „Durchlaucht, die beiden Fräulein von Beddenberg.“

„Ja, ja, freilich,“ sagte die Fürstin etwas zögernd, „aber ich kann das ja aufschreiben. Ich spiele nämlich sonst um diese Zeit mit Hanse vierhändig, sie hat außerordentliches Talent, das man fördern muß. Ise kommt zwar mit, ist aber wenig brauchbar, nur hübsch. Aber, wir können ja ein andermal —“

„Bewahre, gnädigste Mama, bewahre. Ich höre leidenschaftlich gern zu und ich — ich kann mich ja auch mit Ise von Beddenberg im Nebenzimmer unterhalten, ganz diskret natürlich. Du findest sie wirklich hübsch, die kleine Ise? — hm, das muß ich doch mal feststellen.“

Engelhard hatte ein Zeichen bekommen, auf das hin er verschwand, und dem Prinzen Didi wurde mit dem Finger gedroht. Dann durchschritt die Fürstin den nächsten Raum, um in das Musikzimmer zu treten, gefolgt von dem Sohne.

Das hatte sie nach eigenem Geschmack eingerichtet — die Büsten Beethovens, Mozarts und Wagners standen zwischen hohen Topfgewächsen auf Postamenten.

Die beiden jungen Mädchen, welche schlichte Frühlingskleider trugen, warteten schon dort, knixten tief und küßten die Hand der Fürstin; dann begrüßte sie der Prinz.

Hanse von Beddenberg war eine kräftige Gestalt mit braunen Haaren, hellen, klugen Augen und sicherer Haltung. Na ja, der kleine Hof schulte immerhin in den Formen, er kannte das. Hier in Wünder in der Atmosphäre des Hoffräuleins Karoline von Zeben kam nie ein Berstoß vor. Nun aber der rotschimmernde Kopf daneben — welcher ein Prachthaar! Und die schwarzen Augen und die dunklen Brauen und der kleine, süße Mund — wie eine Herzkirche geformt. Hatte die sich herausgemacht!

Seine schönste Verbeugung mit dem gewissen Ausdruck im Blick. „Fräulein von Beddenberg — wahrhaftig kennen Sie mich noch?“

„Aber, Durchlaucht —“

Die leichte Röte stand ihr trefflich, es war ein weißes Blumenblatt, dies Gesichtchen.

„Es ist doch schon ein ganzes Jahr her!“ sagte er, während die Fürstin und Hanse sich vor dem geöffneten Flügel niederließen. „Und aus Kindern werden Leute! Und Sie, Fräulein Ise, gingen damals noch in kurzen Kleidern.“

„Ach ja, und —“

Er zeigte ihr einen Strauß, der kurz vorher erst seinen Platz in der Majolikavase gefunden hatte, und vollendete ihren abgebrochenen Satz — „und ich lief im Schloßgarten hinter Ihnen her und fing Sie am Zopf und wollte absolut — was? Fräulein Ise, was wollte ich? — Natürlich eine Auslösung! Sie entwischten aber. Sind Sie noch so hartherzig, Fräulein Ise, nachdem Sie so viel schöner geworden sind?“

„Aber — Durchlaucht!“

Die sechstausend Einwohner zählende Stadt Wünderthal umgab das eben gelegene Schloß mit seinem mächtigen Park, dem großen Teich und den tiefen Wassergräben, die ihn durchschnitten, in weiter Ausdehnung.

Der Einzug des erbprinzlichen Paares war vorüber; die Flaggen, große und kleine, welche sonst die nationalen Festtage verherrlichten, flatterten zur Abendstunde noch von den Dächern. Einige Häuser trugen auch Laubschmuck und Kranzgewinde; über dem Balkon der Apotheke hing ein rot-blumiger Teppich.

„Na ja,“ sagte der Rentner Steinhart, „das kommt ja auch den hoffähigen Leuten zu.“

„Und denen, die noch vom Schlosse was einzukommen haben,“ antwortete der Kaufmann Mengers, „die Zeben läßt ja nun alles aus Berlin kommen, was die Damen im Armenkränzchen verarbeiten — weiß billiger wäre als bei mir! Die Fürstin weiß das sicher gar nicht. — Ein guter Tabak, Nachbar — ja sehen Sie, bei mir ist alles reell.“

„Ach, meine Tochter kriegt auch ohne Hofbälle 'nen Mann!“ lachte Steinhart, „wer bei mir anklopft, weiß, daß was da is. Die Töchter des Kammerrats Meusel, die können lange warten und müssen die Kleider dreimal wenden. Lassen ja nun ihre Aelteste auch das Lehrerinnenexamen in Frankfurt machen. So kommt's — hohe Titel und Hofnixe — und dann sich mit anderer Leute Kinder plagen.“

„Wenn's zu meiner Zeit man so gewesen wäre, Alex,“ sagte eine Stimme hinter ihm. „Wenn da die Eltern nur wie heute eingesehen hätten, daß nicht jedes Mädchen einen Mann kriegen kann, weil wir an und für sich schon in der Ueberzahl da sind.“

„Unsinn, Tine, gute alte Hausantanten sind doch 'n brauchbarer Gegenstand.“

Die Grauhaarige seufzte: „Zum Hin- und Herziehen, wie'n Möbel — freilich. Aber das hat nun ein Ende! Die alten Tanten, die alten verachten Jungfern, die sterben aus — und dafür bekommt die jüngere Generation tüchtige Mitarbeiter auf allen Gebieten.“

Ihr Bruder sah ihr nach, wie sie behende die vorpringenden Stufen der Haustreppe emporstieg, that einen Zug aus seiner Pfeife und sagte: „Wird die noch auf ihre alten Tage obstinat. Die Fürstin hat ja nun zugestimmt wegen der Sonntagsschule, die sie ins Leben rufen will —“

Mengers stieß ihn erst an und wiegte dann bedeutungsvoll den Kopf.

„Sie, Sie — passen Sie man auf, daß Ihnen die Erbschaft nicht entgeht — wenn eine erst den Wohlthätigkeitsduffel kriegt — das kennen wir — is alles schon dagewesen —“

In der Wassergasse begegnete der Ackerbauer Schneedorf seinem Freunde Münzer. „Im Arbeitsrock, an so'nem Festtage?“

„Du ja auch! Hahaha!“

„Haben wir's denn nötig? Dem Alten da im Schlosse sein Wildstand ruiniert unsere Felder, und hat er wohl auf unsre Vorstellungen ein Einsehen? Noch zum Gefallen Hurraufen? J, bewahre!“ —

Hinter allen Fenstern des Schlosses flammten die Lichter auf; man sah deutlich von draußen die drei großen Kronleuchter im Rittersaal, wo die Tafel gehalten werden sollte, und man mußte, daß daran der grüne und weiße Saal stießen und die Gesellschaftszimmer. Es war selten, daß sie alle im Lichtglanz strahlten.

Die Herrschaften hatten sich nach dem Empfang zurückgezogen, die Geladenen warteten auf ihr Wiedererscheinen, was den Gang zur Tafel zu bedeuten hatte; man unterhielt sich halbblaut, zwang den festfreudigsten Ausdruck auf die Gesichter und blickte von Zeit zu Zeit, wenn das Thema sich erschöpfen wollte, nach den Bildern an den Wänden und sprach von den hochseligen Herrschaften. Die Hofmarschallin, Frau von Beddenberg, war ganz Herablassung und Lebenswürdigkeit gegen die Frauen der Kammerräte und die anderen hoffähigen Damen von Wünderthal, und ihre Cousine, Frau von Loë, unterstützte sie dabei.

Die Hofmarschallin war noch eine schöne Frau, dunkeläugig und beweglich — sie war eine österreichische Gräfin. Als jetzt ihr vielbeschäftigter Gatte einen Augenblick auf der Schwelle des nächsten Raumes sichtbar wurde, unterbrach sie ein Gespräch über die neue Schneiderin und eilte auf ihn zu. „Du suchst Hanse! Sie steht dort neben Ada Wilms — ich hole sie dir.“

Der Hofmarschall war klein und etwas stark, sein rundes Gesicht war gerötet. Er trug ein Monocle; sein Schnurrbart war mit großer Sorgfalt gepflegt.

„Ja, liebes Kind.“ Er hatte wirklich Hanse nicht gesucht, sein Kopf war ja so voll — aber wenn sie es behauptete — und sie war auch schon drüben und befreite die älteste Tochter ganz unauffällig und brachte noch Ise und Frau

von Loë mit hinüber in die Fensternische, wohin er sich eine Sekunde lang gerettet hatte.

„Nun sag's ihr selber, Anton! Ich finde gar keine Worte für diesen Affront, den sie uns einmal wieder bereitet hat.“

„Affront — Kind —“ Er mußte nachdenken, was sie meinen konnte.

„Und ihre Mutter ist eine Jfün, und ihre Großmutter war Hofdame am Wiener Hofe — sollte man es für möglich halten!“

Herr von Beddenberg musterte seine Aelteste. Sie sah sehr gut in dem schlichten weißen Kleide aus, so viel Haltung! Und die Beddenbergischen Perlen mit dem Renaissancefchloß, die sie heute tragen durfte, lagen so kleidsam auf dem beweglichen Hals über dem leichten Flaum, der unter dem Haaranfatz sichtbar wurde. Und sie machte gar keine schuldbeladene Miene.

„Papa, es ist nun mal geschehen! Es hilft alles nichts! Ich hatte meine italienischen Sätze bis aufs Und inne. Aber wie der Wagen unter dem Portal hielt und die Frau eines Deutschen auf deutschen alten Boden trat, kam es mir auch deutsch über die Lippen. Ganz gerechtfertigt, Papa — so viel hätte sie schon in den fünf Jahren lernen können.“

„Kein Wort hat die Prinzessin verstanden,“ klagte Frau von Beddenberg, „ich hörte deutlich, wie sie französisch den Erbprinzen nach dem Sinn fragte, und ihr ‚Merçi ma chère‘, mit dem sie die Blumen nahm, war flüchtig, verlegen oder unwillig.“

Der Hofmarschall rückte sein Monocle zurecht. „Hanse, das war mal wieder —“ Dann hob er den Kopf und schob in die entgegengesetzte Richtung auf den Kammerrat Sebach zu.

„So ist er nun, immer zerstreut, immer da nicht zu haben, wo man ihn braucht. Ein treuer Diener seines Fürsten, aber ein unmöglicher Familienvater.“ Sie strich seufzend an ihrem blau und goldschimmernden neuen Kleide hinunter, von dem die Kammerrätin Meusel eben der neuen Frau Oberpfarrer sagte: „Das mußte natürlich angeschafft werden, am Staat darf nichts fehlen — bleibt jahrelang angeschrieben. Nicht 'nen Pfennig hat sie gehabt! Aber die Ansprüche und die große Familie — das ist immer so. Arm wie 'ne Kirchenmaus, aber Präntionen!“ Die Oberpfarrerin lächelte ein wenig gezwungen zu dem Vergleich.

Die große Empirestanduhr holte fünf Minuten vor voll mit einem schnarrenden Laut aus, der Hofmarschall verschwand hinter der Flügelthür, die sich drei Minuten später wieder öffnete und unter seinem Vorantritt die Herrschaften einließ.

Fürst Dietrich war ein stattlicher Mann mit der Wünderfchen Nase und den großen Familienaugen, ergraut, aber mit einer wetterharten Gesichtsfarbe, die den Jäger verriet. An seinem Arm schritt mit schwebendem Gang die Erbprinzessin im weißen Brokatkleide und einem Schmuck von Saphiren und Brillanten. Sie hatte die schwarzen Haare hinter einem diademförmigen Kamm hochgesteckt, und ihre schwarzen Augen leuchteten aus dem perlmutterweißen Gesicht unter den kühn geschwungenen Brauen hervor, neugierig prüfend über Menschen und Gegenstände hin. Ihnen folgte die Fürstin Anna mit ihrem ältesten Stieffohn; Prinz Eck glich dem Vater gar nicht, seine Haltung war müde, sein Gesichtsausdruck zeigte völlige Gleichgiltigkeit. Prinz Dietrich führte Fräulein von Zeben, die sehr schlank, sehr weif und sehr klösterlich in dem grauseidene Kleide und mit den glatt gekämmten Haaren erschien. Paarweise schlossen sich in strengster Rangordnung die anderen an.

„Wie schön,“ sagten die Männer, wenn sie den Kopf der Prinzessin Luigia hinter den blumengefüllten, silbernen Tafelauffäßen aufstauen sahen, „wie fremd“ meinten die Frauen. Der Fürst hieß in kurzem Toast die Erbprinzessin auf dem Stammschloß im Kreise der Familie willkommen, wobei er ihren klangvollen Namen in das deutsche Luise umwandelte, er sprach auch von der Loyalität seiner lieben Wünderthal, welche die Stadt so festlich geschmückt und mit freudigem Zuruf den Einzug des jungen Paares, das unter ihnen zu wohnen kam, begrüßt hätten. Die Erbprinzessin lächelte, weil sie nichts verstanden hatte, und zeigte dabei ihre wunderschönen Zähne, und ihr Gatte hatte ein nervöses Zucken in der Oberlippe, als er sich dankend gegen seinen Vater verbeugte, dessen „liebvoller Ruf“ an ihn ergangen.

Hanse von Beddenberg hatte den Forstmeister Gente zum Tischnachbar erhalten. Er war erst ein paar Wochen in seiner Stellung und vor kurzem mit dem Titel bedacht. Er wandte ihr lächelnd sein Gesicht zu. „Nämlich, der liebevolle Ruf hieß: Donnerwetter, bin die Mißwirtschaft müde, kein Geld mehr geben — soll'n hierher kommen!“

„Et!“ machte sie mit lustigen Augen.

„Ach, Sie sind ja mein guter Kamerad, Sie können die Wahrheit immer hören und vertragen.“

„Gab ich Ihnen schon Gelegenheit, diese doppelte Entdeckung zu machen?“ fragte sie.

„Als ob es dazu jahrelanger Bekanntschaft bedürfte!“ Sie sah die Narbe an, die quer über seine Wange lief. Alles an ihm war rasch, Sprache und Bewegungen.

„Wenn Sie sich in Fräulein von Zebens Gunst setzen wollen, Herr Forstmeister, dann müssen Sie würdiger sein — um alles in der Welt auch kein besonderes Interesse für irgend eine Wünderthalerin beneiden!“

„Sind Sie böshast, darauf anzuspüren, daß ich ein paarmal den Weg an Ihrem Hause vorbei genommen habe. hm — der Kopf von Fräulein Ise hinter den Scheiben, das ist ein allerliebtestes Bild.“

„Freilich!“ nickte sie, beschäftigte sich rasch mit Messer und Gabel und sagte dann unbefangen: „Ja, sie ist sehr hübsch, unsere Kleine.“

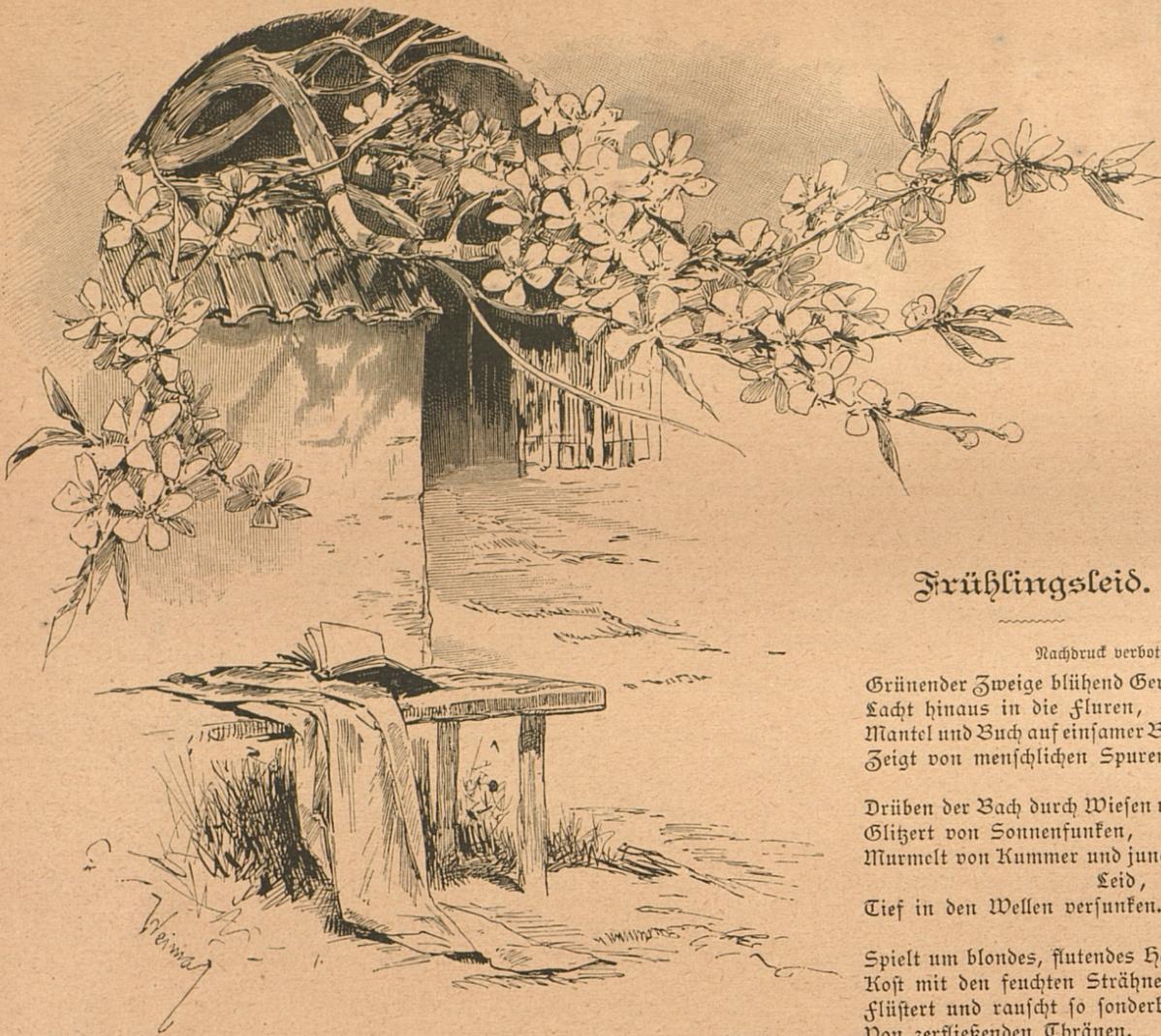
Ein Seufzer antwortete ihr.
 „Sitzt's denn schon so tief?“ scherzte sie. „Ich beobachtete nämlich diesen Zustand bei den Herren der Einquartierung verschiedenemal.“
 „Doch nutzlos!“ sagte er. „Ein armer Schlucker wie ich, der noch dazu keine Mama bei sich hat.“
 Früher hatte kein junger Mann so praktische Gedanken gehabt, da hatte man sich mit frischem Wagemut auf seinen Kopf verlassen und auf seine Arme und ein Leben aufgebaut für sich und das Mädchen, das man liebte — so wenigstens erzählten ihr die alten Damen.
 „Aus der Mode!“ sagte sie halblaut, und er folgte ihrer Bewegung und bezog den Ausspruch auf den Reif, an dem sie drehte und beugte sich ein wenig tiefer herab nach dem hübsch geformten Handgelenk.
 „Schade!“
 „Meine ich auch,“ gab sie belustigt zurück. Er war ein Mensch, von dem selber Frische und Waldluft ausging — schade war's um ihn, daß er rechnete und erwog, ehe ein wärmeres Gefühl nur aufsteigen konnte.
 Sie blickte nach Ilse hinüber, die an der Seite des Gerichtsassessors saß, der auch erst kurze Zeit in Wündersthal war. Ein Berliner, sehr redigewandt sonst, jetzt aber doch beengt — zum erstenmal an fürsüchtiger Tafel. Der ceremonielle Apparat war's, die Form — zum Ausschälen aus sich heraus bedarf man erst immer der Zeit und der Gelegenheit, der Repräsentationsmantel ist leicht aufgehängt und braucht nur in die richtigen Falten geschlagen zu werden.
 Die Ilse sah wieder so bildhübsch aus, und sie drehte das Köpfchen auf dem beweglichen Hals, und die Augen lachten, bligten, funkelten — jetzt trafen sich ihre Blicke mit denen des Prinzen Dietrich. Die Ilse hatte eine Art, die immer gefiel, sie mußten alle Kultus mit ihr treiben — selbst so ernste Menschen wie der hier an ihrer Seite. Ilse war auch sicher berechtigt, eine „bedeutende Mariage zu machen“, wie Frau von Beddenberg mit Bestimmtheit hoffte; sie ließ die kleinen Kofetterien zu, als müsse sich ihr Können daran stählen zu dem großen Sieg, der ihr bevorstand. „Wir werden alle Vorteil davon haben,“ pflegte die geborene Gräfin Jffun zu sagen, „wir auf unsere alten Tage, die Brüder und du, Hans, wirst bei ihr einen Zufluchtsort haben, denn deine Aussichten, meine arme Aelteste, sind sehr gering —“ Das endete dann allemal mit einem Seufzer.
 „Ein Fräulein von Beddenberg,“ sagte der Forstmeister, „ist auch sehr verwöhnt, natürlich, mit Recht — Ihre Frau Mutter —“
 „Ist eine Jffun, und deren Mutter war in Amt und Würde an der Hofburg, und sozusagen hat sich unsere gute Mama zu dem norddeutschen Adel herabgelassen.“ Der Forstmeister Henke sah sie verblüfft an. „Ja, seit ich hören kann, noch früher, als ich's verstehen konnte, habe ich's wörtlich so sagen können.“ Dann wurde ihr Gesicht ernst, fast düster. „Sehen Sie, wenn das so über die Kindheit hingestreckt wird: du bist besser als die und jene, als der und jener! Und wie spät man erst zum Bewußtsein kommt, was der Mensch aus sich und an sich bedeutet! Manche gelangen überhaupt nicht dahin. Da ist unser Zweiter, der Fred, der lebenslustigste Sekondeleutnant, den Sie sich denken können, ein lieber, herziger Bursche, der Ilse ähnlich, glaubt selbst am besten auf seine Bescheidenheit und tollt und tändelt voll Ständebewußtsein über alles hin — Hans, unser Premier, auf den ich folge, ist ernst veranlagt, der arbeitet an seinem inneren Menschen, und weil er einen guten alten Namen trägt, will er dessen würdig sein. Unsere drei Kadetten sehen auch vorläufig noch auf die Meyers und Müllers vornehm herab.“ Sie lächelte nur ein wenig dabei mit den Mundwinkeln, als sie hinzusetzte: „Rein Wunder, denn jedes Jahr macht der Vater mit ihnen eine Fußtour nach der Beddenburg, wo noch ein paar alte Mauerreste stehen von dem uralten Stammhloß. Das ist nämlich der einzige Trumpf, den er gegen die Jffuns auszuspielen hat.“
 „Und Sie?“
 „St! ich bin aus der Art geschlagen, in allem und jedem. Und jetzt erheben sich die Herrschaften.“
 Der Zug formierte sich wieder und ging nach dem weißen Saal zurück.
 Forstmeister Henke streifte die kräftigen Schultern Hanses mit seinen Blicken: alles so gesund an dem Mädchen und aus den klaren Augen folch ein fester Wille. Dann mußte er seine dankende Verbeugung machen.
 „Om!“ sagte der kleine Medizinalrat neben ihm, „jetzt kommt der Cerce und das ängstliche und neidische Warten und Abwägen, wer länger und freundlicher angesprochen wird. Unserer, du lieber Gott, wir sehen die ja noch menschlicher als die Kammerdiener! Aber unsere Damen! Ja, das werden Sie auch noch mal lernen, lieber Forstmeister!“
 Der Erbprinz führte seine Gattin zu den Vorzustellenden, der Fürst winkte den Forstmeister und ein paar Jagdgenossen heran, und Fürstin Anna grupperte einige Damen in ihrer Nähe. Prinz Didi durchbrach bald diese Hecke und gesellte sich zu den jungen Mädchen, ihnen feste Scherze und übermütige Komplimente sagend, bald huschte er an die Seite der schönen Schwägerin, die eine kleine Weile tapfere Verhuche machte, sich mit den Gattinnen der Beamten in einem Klauerwelsch von Deutsch und Französisch zu unterhalten.
 „Unsere liebe Kammerdienerin Sebach,“ stellte Fräulein von Beddenberg vor.
 „Sind Sie gern in Wündersthal?“ fragte die geborene Prinzessin Romagnuolo, „haben Sie Kinder?“
 Die hagere Frau war nie weiter als bis nach Frankfurt gekommen und hätte als Eingeborene nicht begriffen, wie man nicht gern hier sein könne, Kinder hatte sie nicht.

„D“ machte die Erbprinzessin und setzte dann doch hinzu: „wieviel?“
 Die Oberpfarrerin war hübsch und frisch, sie trug braune Seide und Korallen der Erbprinzessin zu Liebe, die, auf diesen unmodischen Schmuck blickend, begann: „Lieben Sie hier zu sein? Oberpfarrer, solch ein schweres Wort. Ich werde nie Deutsch lernen, ich bin dessen sicher. Bei uns zu Hause heiraten die Priester nicht, wissen Sie! Wie komisch ist das hier?“
 Die Pfarrerin war Erzieherin gewesen, sie gab im besten Französisch mit Nachdruck zurück: „Wir sind Protestanten!“
 „Und Kinder — wieviel?“ fragte der hübsche Mund.
 Es war ein kummervoller Ausdruck, der über das Gesicht der Pfarrerin huschte, sie wurde an den schweren Verlust ihres einzigen Söhnchens erinnert.
 Die Hofdame ließ keine Explikation aufkommen, sie schwenkte nach rechts vor und präsentierte eine angejahre Dame in blauem Seidenkleide. „Fräulein von Denk, die Schwester der Frau Kammerat Sebach!“
 „Oh, très-charmé! Wieviel Kinder haben Sie?“
 Der Erbprinz fiel rasch mit einer Bemerkung über die Anhänglichkeit der lieben Einwohner ein, aber Zorn und Verlegenheit blieben in den Zügen des Fräulein von Denk — die sämtlichen „lieben Wündersthaler“ würden über sie lachen, jahrelang dankbar für diesen Stoff.
 Aber die junge Prinzessin hatte bemerkt, daß sie irgend einen Verstoß begangen hatte; sie warf den Kopf zurück und tippte mit der Fußspitze unwillig auf den Parkettboden.
 „Aber Gigia!“ mahnte ihr Gatte.
 Sie entzog ihm den Arm und sagte in ihrer heimischen Sprache: „Ich habe keine Lust mehr, ich bin müde.“
 „Meine Liebe, wir sind gleich zu Ende.“
 Ihre Nasenflügel bebten. „Das ist alles so lächerlich kalt und steif hier. Ich muß? Aber, wenn ich nicht mehr will, Eck! Wenn ich nicht will!“
 Sie war wie ein unartiges Kind, und der Erbprinz stand vor ihr, auf sie einredend, heiß vor Erregung, die er doch bezwingen mußte.
 „Wer kann mich zwingen mit diesen Frauen zu sein, die ich nicht verstehe und die mir so gleichgültig sind! Oh, dio mio! Und diese Toiletten! Die machen mir Kopfschmerz!“
 „Sei verständig, mein Kind! Die Fürstin Anna hat doch auch —“
 „Bah, die ist aus dieser Luft, die ist eine kalte Deutsche!“ Sie wich vor ihm zurück. „Eck, wenn du mich zwingen willst, schrei' ich, schrei' ich laut, daß sie alle zusammenlaufen!“
 „Du weißt, daß wir hier leben müssen!“
 „Müssen!“ Sie blickte über die Bilder hin. „Warum müssen? Wir können in meine Heimat gehen, nach Palermo.“
 „Wir haben doch Pflichten — das mußt du verstehen!“ sagte er, seinen Schnurrbart zerrend, aber mit einem Lächeln, damit die anderen von der Harmlosigkeit der Unterhaltung überzeugt blieben.
 „Versteh ich aber nicht! Bei uns hat man keine Pflichten, da wohnt man in seinem Palazzo oder seiner Villa, wie es einem gefällt. Nicht mal im Quirinal ist man so steif — o, unsere schöne Königin Margherita, die würde das nicht leiden.“ Und sie wandte der runden Kammerdienerin Meusel, die eben noch einmal die nötigsten französischen Vokabeln zusammengeflüstert hatte, den Rücken und warf sich auf einen Stuhl, sich Luft zusäuselnd.
 „Prinz Didi,“ rief sie, „sei ein guter Schwager und hilf mir. Eck ist ein Tyrann. Ah, auch der Doktor! Sehr gut, mit ihm kann man französisch reden, und er ist ein Galantuomo. Sie werden mir ein Mittel finden müssen, daß ich nicht an Langerweile sterbe. Wollen Sie?“
 Der Arzt verbeugte sich. „Durchlaucht haben den besten Zeitvertreib in dem Prinzesschen!“
 „Si, si, in Annina,“ nickte sie. Dann beugte sie sich ein wenig über die Stuhllehne. „Doktor, wie dumme sie alle hier im Schlosse sind. Schade,“ sagen sie, schade!“ — sie sprach das Wort mit einem Kinderlachen deutsch, „daß kein Prinz ist sie! Selbst die alte Fürst sagt es! Aber warten sollen sie doch, patienza! sagt man bei uns in Italia la bella! J'aurai un fils, en attendant!“
 Der Arzt verbeugte sich wieder, und Prinz Dietrich lachte.
 „Was hat sie wieder gesagt?“ fragte der Erbprinz, rasch herantretend. „Man ist bei ihr nie sicher —“ setzte er nervös empfindlich hinzu.
 Prinz Dietrich legte ihm die Hand auf die Schulter: „Sie ist doch reizend!“
 „Ja, für das Haus eines gewöhnlichen Millionärs wie geschaffen!“
 „Das sagst du? Dich überkommen wohl in diesen alten Mauern Wündersthal Gedanken?“
 „Wenn wir doch nun mal hier leben sollen.“ Dann hob er seine müden Lider. „Didi, sei du wenigstens modern — verliebe dich zehnmal, aber mache eine Verstandesheirat. Du hast da ein Exempel! Und die Sache ist die, daß ich noch immer sehr verliebt in sie bin. Sonst —“
 „Herr Bruder,“ sagte Gigia, den Straußenfächer wie einen kleinen Kommandostab bewegend, „bringe mir die Rotblonde, Fräulein — o, auch solch ein unaussprechbarer Name. Weißt du, sie ist die einzige, die mir gefällt.“ Er lachte.
 „Mit der will ich plaudern, die hat chic!“
 „Fräulein Ilse, kleine Fee, Sie sollen Ihr Französisch erproben, die Erbprinzessin befiehlt Sie — Sie erobert nicht allein uns arme schwache Männer, auch die Gunst der Damen fliegt Ihnen zu!“
 „Ach, Durchlaucht,“ sie sicherte, „wie viel Komplimente machen Sie täglich in Ihrem Potsdam?“

Sein fröhliches Gesicht schaute sie voll an. „Ich kann sie nicht zählen! Aber die Wahrheit, die aus dem Herzen, die sage ich nur hier, nur einer. Und wenn Sie Prinzessin Luigia entläßt, so will ich Ihnen mehr beichten. Dort im Turmzimmer unter dem Leuchterweibchen, der Sirene. Glauben Sie, schöne Ilse, daß der Zufall so freundlich sein könnte, uns da zusammenzuführen?“
 Sie schüttelte das schimmernde Köpfchen, und sie legten die letzten Schritte schweigend zurück.
 „D, Sie sind schön, Sie gefallen mir,“ rief die Erbprinzessin und küßte Ilse auf die Wange, „wir müssen zusammen lachen in diesem kalten, grauen Schlosse, wo sie so viel steife Knize machen —“
 Eine halbe Stunde später, als Fürstin Anna ihre Schwiegertochter an ihre Seite genommen, schaukelte das Leuchterweibchen mit dem Frauenkopf und dem Fischkörper behaglich in der warm durchzitterten Luft über den Köpfen zweier Menschen, die einander tief und selig und vergessen in die Augen schauten.
 (Fortsetzung folgt.)

Londoner Frauenklubs.
 Von Clarita Reich.

Nachdruck verboten.
 Was ist ein Klub? Ein Verein, durch den in stundenweise gemieteten Lokalen einer Anzahl Menschen hin und wieder Gelegenheit gegeben wird, sich zu vereinigen, Dilettantenkonzerte bei Pschorrbierbegleitung zu hören, spießbürgerlich-restaurationsweise serviertes Abendbrot zu sich zu nehmen, wobei uns Rauchwolken gemischten Krautes wie Höllequalm umnebeln? Wo man wöchentlich oder monatlich einmal tanzt, turnt oder klassische Dramen liest? Das ist so ungefähr, was man sich auf dem Kontinent unter einem Klub vorstellt, und es existiert in ganz Deutschland nur eine einzige Institution, die dem englischen Begriffe „Klub“ entfernt entsprechen dürfte: das Offizierskasino! Doch auch dieses wird dem fremden Besucher zur dürren Heide, hat er erst einmal Raft in den Zaubergärten des überseeischen „Klublandes“ gefunden.
 Ein Klub in England besitzt als Grundbedingung ein eigenes Haus (oder mindestens ein oder mehrere Stockwerke), aus dem ihn nichts verdrängen kann, wo er vom Morgen bis zum Abend und wieder bis zum Morgen von einer Zwölfnächterwende zur andern selber Hauswirt ist, bei dem jedes Mitglied vom Frührot bis Mitternacht ganz nach Belieben und Bedürfnis aus- und eintritt, also vollkommen zu Hause ist! Solche Heimstätten bilden in London lange Reihen vornehmer Privathäuser in Pall-Mall, St. James und Piccadilly, d. h. für die Aristokratie und die besitzende männliche Jugend. Es mag auch noch Klubs in anderen Stadtteilen geben, doch kommen diese gesellschaftlich nicht viel in Betracht.
 Im Gegensatz zu uns Deutschen, deren Nation bisher die Männer allein ausmachen, rekrutiert sich die englische Nation aus Männern und Frauen — oder besser englisch ausgedrückt: aus Frauen und Männern! Beide Geschlechter sind dort sozial vollkommen gleich frei und nützen ihre Freiheit zu eigenen Gunsten aus. Zwar politisch sind sie noch unfrei, da man vorläufig noch die immer wieder vorgelegte Franchise-Bill mit galantem Lächeln aus dem Parlamentsprogramm hinausparlamentiert.
 Doch die sozial freie Frau folgt in England bereits den politischen Strömungen, versteht die sozialen Bewegungen und Einrichtungen; sie nimmt nicht nur ihren Anteil am Wirken, sie weiß auch selbst von den Werken für sich zu profitieren. Man kann sich daher vorstellen, wie vor jenen Jahren, als die ersten modernen Herrenklubs eröffnet wurden, Englands Frauen große Augen machten, wenn sie in ihren Equipagen die St. James-Strasse herunterrollten, um vielleicht den Gatten oder Bruder vor einem solchen Palast abzugeben, von dem das Ewig-Weibliche einstweilen ausgeschlossen blieb.
 Der Mann braucht in London einen Ort, wo er raucht, Zeitung liest, Skat und Billard spielt — man flüstert freilich auch von schlimmeren Dingen, wo seinen überreizten Nerven kein Kindergeschrei zugemutet wird, wo sich der Ehemann auf Stunden wieder lebzig träumt, wo lustige Anekdoten und Bonmots die Runde machen, wo besonders gut gegessen und getrunken, wo über Vermögens- und Standesverhältnisse heiratsfähiger Witwen und Waisen sozusagen Buch geführt wird, wohin man sich seine Briefe unbelästigt adressieren läßt und vergleicht.
 Aber alle diese Dinge gehen die Frauen und Mädchen doch nichts an, was fangen sie in ihren Klubs an? Verheiratete, namentlich in Vorstädten Londons wohnende Frauen fanden, daß es angenehm wäre, ein Heim zu besitzen, in dem sie sich bequem erholen könnten, wenn sie vielleicht für Stunden nach der Stadt gekommen sind, um Einkäufe zu machen, sich Diensthöfen zur Musterung hinzubestellen, die vielen Pakete, die den Tag über von allen Seiten einlaufen, zu einem großen Bündel zu schnüren und eigenhändig nach Hause mitzunehmen — Räume, die, ob einfach oder elegant, an ein „zu Hause“ mahnen, in dem man die in alle Himmelsgegenden zerstreut wohnenden Freundinnen empfangen und auf ein ungeförktes Plauderstündchen bei einer Tasse aromatischen Thees bewirten kann, um sich ein Zusammentreffen bei den immensen Entfernungen gegenseitig zu erleichtern.
 Die unverheirateten, in London oder außerhalb „möbliert“ wohnenden Frauen dagegen wollten eine Erlösung aus einsamen Stunden, eine Anregung nach des Tages Nichtsthu oder nach verdienstvoller Thätigkeit sich verschaffen, hatten das Bedürfnis, des Abends in einem behaglichen Salon zusammenzutreffen, um Meinungen auszutauschen, zu debattieren und zu diskutieren, sich auch wohl selbst in den Dienst dieser oder jener Bewegung zu stellen, deren stärkste — seit lange ihrem Herzen teuerste — die Frauenbewegung ist. Ein Ort, zu dem man in seinem bequemeren Tageskostüm geht, nicht besonders Toilette macht wie für ein Lokal oder einen Salon; ein Ort, in dem jeder zwanglos vornehmen kann, was ihm beliebt: Zeitungen lesen, Briefe schreiben, ruhen, Thee trinken, zu Abend essen u. s. w.
 Allen diesen Wünschen entsprechen nun die zahlreichen Frauenklubs, die sich in London seit 1869 gebildet haben; ihre Ziele variieren wie die äußere Form; aber das eine bedingungs-



Frühlingsleid.

Nachdruck verboten.

Grünender Zweige blühend Gerank
Lacht hinaus in die Fluren,
Mantel und Buch auf einsamer Bank
Zeigt von menschlichen Spuren.

Drüben der Bach durch Wiesen weit
Glitzert von Sonnenfunken,
Murmelt von Kummer und jungem
Leid,
Tief in den Wellen versunken.

Spielt um blondes, flutendes Haar,
Kost mit den feuchten Strähnen,
Flüstert und rauscht so sonderbar
Von zerfließenden Thränen.

Hier die einsame Bank umflingt
Zwitschern der Vogellieder,
Und von den grünenden Zweigen sinkt
Blüte auf Blüte hernieder.

Abalbert von Hanstein.

Entre deux âges.

Skizze von Adelheid Weber.

Nachdruck verboten.

Frau Hedda stand vor der Psyche ihres Ankleidezimmers, im Begriff, zum ersten Male der Saison zu fahren. Die Baronin Zittelwitz, ihre Jugendfreundin, feierte mit Diner und Tanz den achtzehnten Geburtstag ihrer Tochter, und Hedda führte heute zum ersten Male ihre Liesbeth in die Welt. Es war noch früh im Jahre; draußen veratmete noch der Sommer. Schwüle Luft; verhangener Himmel; raschelndes Laub am Boden, Purpur und Gold an den lichter werdenden Zweigen; ein blauer Duft in der Ferne — und über dem allem milder Goldglanz, zugleich matt und glühend. Der Fuß raschelte schon im weiten Laube, aber die Brust trank noch nicht in tiefen Zügen herbfrische Herbstluft; sie atmete bekommen in der letzten müden Umarmung des sterbenden Sommers.

Auch Frau Heddas Brust hob sich in raschen Atemzügen; sie stand mit scharf prüfendem Blick vor dem strahlenden Bilde, das ihr die Psyche zurückwarf. Allmählich kam ein Leuchten in ihre Augen.

Sie war noch immer der schönsten eine — nein, sie war noch immer die schönste von allen Frauen; sie konnte es wagen, neben ihrer jungen Tochter — Ballkönigin zu sein!

Und da war Liesbeth schon; das war ihr Klopfen! Dreimal hintereinander — leise, schlichtern und doch schnell. Frau Hedda öffnete selbst die Thür und zog ihr Töchterchen ins Bereich der Lampen. Da stand es nun, das Köpfchen leicht gesenkt, von unten herauf die Mutter anblinzend — ein wenig schüchtern, ein wenig schelmisch — und sehr glücklich.

„Wie niedlich du bist, Kind,“ sagte Frau Hedda warm. Da flog Liesbeth auf die Mutter zu.

„Aber du, Mama — bist du schön! Ach, bist du schön!“ rief sie.

Hedda legte den Arm um den schlanken Leib ihrer Tochter und trat mit ihr vor den Spiegel.

Sie neigte ihren Kopf zu dem Liesbeths und schmiegte ihre üppige Gestalt an die feine der Tochter. Der Spiegel strahlte das reizende Bild zurück: Schönheit und Lieblichkeit eng miteinander verbunden. Mutter und Tochter glühten einander sehr — sie hatten dieselben Augen, nur daß die Flammen in denen Heddas strahlender, ungedämpfter leuchteten — dieselben Lippen, nur daß Heddas sieghafter zu lächeln verstanden — dasselbe Oval des Gesichtes, nur daß Heddas Züge durchgeistigter waren als die der Tochter. Auch die gleiche Größe hatten sie und denselben feinen Bau der Glieder, nur daß Heddas Gestalt blühte und die Liesbeths erst knospete. Ja, Hedda war die Schöner von beiden — noch war sie die Schöner. Sie zog die Tochter an sich und küßte sie in einem seltsamen Gemisch von Triumph und Furcht, von Zärtlichkeit und Eifersucht. Und über dem allem war das einer nie vorher gefühlten heißen Liebe. So mag ein König in der Vollkraft seines siegesgättigen Lebens seinen wohlgerateneren Erstgeborenen betrachten, der ihm auf dem Throne folgen wird — aber erst nach langer, nach unabsehbarer, unbestimmbarer Zeit.

Als Mutter und Tochter eine halbe Stunde später den Ballsaal betraten, ging eine Bewegung durch die Gesellschaft.

Hedda fühlte die bewundernden Blicke und richtete den schönen Kopf höher auf. Sie schaute sich nach ihrer Tochter um, die dicht hinter ihr ging; da sah sie Liesbeths Gesicht von schüchterner Freude in Rosenglut getaucht, unglaublich lieblich in seiner holden Jugend.

In diesem Augenblick sagte Graf Sorm, der Hedda führte, mit leichter Empfahe: „Der heutige Abend schenkt uns zwei Ballköniginnen.“

Ueber Heddas Gesicht flog ein Schatten. Zwei Königinnen — das war Phraze; Herrschaft ist nichts, wenn sie geteilt werden soll. Wenn ihr, die bis dahin unbestritten geherrscht hatte, eine Nebenkönigin an die Seite gestellt ward, so bewies das, daß sie nicht mehr unbestrittene Königin war, daß sie das Schönheitsezepter abtreten sollte. Abtreten? O nein — aber darum kämpfen! Sie hatte schon so lange nicht mehr zu kämpfen brauchen. Sei's drum; das brachte gerade neuen Reiz in die alten Triumphe. Die geheime Aufregung schlich ihr wie Champagner durch die Adern, machte ihre Augen heißer strahlen, vibrierte in den klaren Linien ihres sanft geröteten Gesichtes, gab ihrer Stimme bald süßere Melodie, bald schärfere Accente, ihrem Lächeln einen helleren Ton. Das machte sie menschlicher, lieblicher — jünger. Sie fühlte es, und ihre Schönheit strahlte heller auf. Sie blickte sich um, keine der Damen umgab ein so großer Kreis von Verehrern wie sie, auch ihre Tochter nicht, obgleich auch ihr gehuldigt wurde. Aber neben und hinter Heddas Stuhl standen die vornehmsten, die geistreichsten, die bedeutendsten der Männer — die jüngsten schickte sie heute ihrer Tochter. Und Graf Sorm, ihr Vetter, trat heute stärker aus dem verwandtschaftlich temperierten Ton heraus, den er ihr gegenüber nach einigen von ihr abgeschlagenen Huldigungsattacken angenommen hatte. Sie machte ihn also fürchten, daß er sie verlieren könnte. Und heute zum ersten Mal that es ihr wohl, jemanden festzuhalten, der ihr gleichgültig war. Er bat sie um die Gunst, sie zu Tische führen zu dürfen; sie sagte zu, nachdem sie Liesbeth dem jungen, sympathischen Baron Lanken zugeführt und bestimmt hatte, daß ihre Tochter ihr gegenüber Platz nehmen sollte. Vor Tisch ging sie noch einmal in die Garderobe, um ihr Haar ein wenig zu ordnen. Der Raum war leer, aber im aufstoßenden Korridor hörte sie Herrenstimmen. Unwillkürlich horchte sie auf, da es ihr war, als würde ihr Name genannt. Und dann hörte sie ein paar Sätze mitten aus einer Unterhaltung heraus.

„Es herbsteht!“ sagte der eine.

„Aber im Gegenteil, sie ist heute schöner und jünger als je,“ stritt der andere.

„Dum eben,“ beharrte der erste. „Wissen Sie nicht, daß die Blätter golden werden, ehe sie fallen?“

Die Herren waren vorübergegangen. Hedda stand, die Fuderquaste in der Hand, unbeweglich da. Ein sonderbar starker Schlag war ihr in die Glieder gefahren. Mechanisch näherte sie die Quaste ihren Wangen, mechanisch blickte sie in den Spiegel. Da blickte ihr ein weißes Gesicht entgegen mit Zügen, die vom Schreck herabgezogen und versteint waren. Und in dieser Unbeweglichkeit schienen sie ihr plötzlich spitz geworden, tief und hart. Um die Augen lagen Schatten, an den Mundwinkeln erschien eine feine scharfe Linie, die Schläfen schimmerten gelblich durch den Puder. Hedda stand da, lange, unbeweglich — bis das Bild vor ihr zitterte und verschwand, weil zwei große Thränen aus ihren Augen die Wangen herabrollten. Das brachte sie wieder zu sich. Sie wischte hastig die Tropfen ab und blickte sich suchend um. Nichtig! Sie kannte doch die erfahrene, hilfreiche Wirtin; da stand, halb-versteckt unter anderen Toilettegeräten ein silbernes Schminnbüchchen. Hedda öffnete es und legte Rot auf — zum erstenmal in ihrem Leben. Aber es half; sie war wieder jung; die Augen strahlten doppelt hell, die Stirn hob sich marmorgleich, das Haar dunkler als je über der lebhafteren Farbe der Wangen. Die feine Linie um den Mund war verschwunden.

Als Hedda am Arme Sorms in den Speisesaal schritt, flüsterte er ihr eine Galanterie zu, den Vergleichern er bisher nicht gewagt hatte, ihr zu sagen. Und sie lächelte darüber. Wieder trat sie eine Stufe von ihrem Thron hernieder. Bei Tisch trank sie rasch hintereinander ein paar Gläser Sekt; da fühlte sie die schlaffe Müdigkeit, die auf ihr lastete, weichen und das Blut schnell und frisch durch ihre Adern kreisen. Lange zwar hatte sie die Empfindung, als müsse sie etwas zwingen, etwas, das selbst starr auf dem Grunde ihrer Seele lag und sie innerlich lähmte, während sie doch äußerlich beweglicher war als sonst. Aber allmählich wich der heimliche Zwang von ihr, sie atmete wieder; sie trank den Glanz der Umgebung und die tiefe Farbe des Weines, die Huldigungen Sorms und das Bewußtsein ihrer eigenen Sieghaftigkeit in sich hinein, und sie lächelte freundlicher ihrem Nachbar zu. Dann blickte sie auf die Tochter, die ihr gegenüber saß. Die unteschieft sich nicht besonders eifrig mit ihrem Herrn; sie hielt oft das Köpfchen gesenkt, spielte mit ihrem Tischtränkchen, nippte nur vom Wein und pickte von den Speisen vor ihr. Auch ihr junger Nachbar sprach nicht sehr viel. Aber auf Liesbeths Wangen kam und ging die Farbe — so durchsichtig, so flüchtig, so rein! Und auf ihrem jungen Gesicht lag eine so holde, seltene, reine Glückseligkeit — Hedda blickte rasch von ihrer Tochter auf Lanten; er näherte gerade das junge Gesicht ein wenig dem Liesbeths — wie es frisch ausah, sehr befangen, sehr unternehmend — eigentlich ein wenig abern — aber so jung, so jung!

Und Hedda blickte von ihm fort und Graf Sorms ins Gesicht: ein echtes Lebemannsgesicht. Scharfe Züge, spöttisch verzogene Mundwinkel, in den Augen eine Flamme, die, wie er jetzt eben den Blick auf Hedda heftete, sie brannte wie eine Beleidigung. Es stieg ihr etwas erstickend in die Kehle; sie jagte ganz rasch, fast ohne zu denken, ein paar scharf abwehrende Worte. Graf Sorms schwieg, kniff die Augen zusammen und blickte Hedda prüfend an. Dann sprach er ruhig weiter; etwas Gleichgültiges, sehr Korrektes. Da ging die Wallung in Hedda wieder vorüber, und sie war wieder freundlicher gegen ihn.

Als sie sich vom Tische erhob, flüsterte Sorms ihr zu, indem er ihre Hand an seine Lippen hob: „Darf ich morgen mich nach Ihrem Befinden erkundigen, allergnädigste Cousine?“

„Sie dürfen,“ antwortete sie heiter.

„Und darf ich dann eine Frage stellen?“ sagte er, und sein Blick war beredter als die Worte.

Hedda blickte ihn erstaunt an. Was bedeutete das? Es war doch unglaublich, daß nach so langem Verkehr, auf dem Fuße, wie sie miteinander standen — nun, was immer es sei!

lose Hauptziel haben sie alle: den Frauen jeglichen Standes das Leben zu erleichtern und angenehmer zu gestalten.

Von den Klubs, die sich als soziale, d. h. im eigentlichen Sinne gesellige, hervorheben — unpolitisch sind alle — ist der erste und älteste der „Sommerville-Klub“, mit den bescheidenen Eintrittsgebühren von 10 Schilling und einem ebenso geringen Jahresbeitrag; dieser Klub sucht in seinen einfachen, aber bequemen Räumen besonders unbemittelten, arbeitenden Damen allerlei Annehmlichkeiten zu bereiten. — Seinen Tendenzen verwandt, aber in luxuriöserem Stil eingerichtet, ist der erst vor zwei Jahren ins Leben gerufene, vielbesprochene „Pionier-Klub“ in Cork Street, Piccadilly; der größeren Eleganz entspricht hier auch die Eintrittsgebühr von 2 Guineen (42 Mark) und der Jahresbeitrag von wieder 2 Guineen, der jetzt infolge der stetig wachsenden Mitgliederzahl auf 3 Guineen erhöht werden soll. Die Räume sind sehr behaglich ausgestattet: der große Gesellschaftsalon, das wohlliche Wohnzimmer, das „Schweigezimmer“, das reizende Empfangszimmer, die Bibliothek u. s. w. Auch ein Rauchzimmer fehlt nicht. Herren können als Gäste durch Mitglieder eingeführt werden, haben aber keinen Zutritt zu dem Rauchzimmer. In diesem Klub werden einmal wöchentlich Vorträge gehalten, an die sich eine Debatte anschließt. Es sind Räume in Fülle da, wo man gemütlich im kleinen Pionierkreise den Abend wie zu Hause verleben kann. Auch französische und deutsche Klassiker liest eine kleine Gemeinde zuweilen, und englische Dramen, zum Teil von Mitgliedern des Klubs geschrieben, werden mitunter aufgeführt. Die „Pioniere“ haben Nummern und werden auch bei diesen genannt, um die Gleichheit untereinander kundzutun, und als Pfadfinderinnen, als Beförderinnen alles geistigen und sozialen Fortschrittes tragen sie zum Abzeichen eine silberne Axt auf der Brust wie einen Orden. Auch Toilettenzimmer stehen zur Verfügung, in denen die auswärtigen Damen, die vielleicht nur auf einen Tag London besuchen, ihre Abendtoilette für Theater oder Gesellschaft machen können; ebenso hübsche Schlafzimmer, die für einzelne Nächte oder den von auswärts kommenden Damen auf Wochen für billige Preise überlassen werden. Die heterogensten Elemente vereinigen sich unter diesem Dach; die Salon- und Modedame trinkt hier den Friedenthee gemeinschaftlich mit der blaustämmigen, nachlässigen Schwesterpionierin. Präsidentin des Klubs ist Mrs. Maffingberd, die es ganz ausgezeichnet versteht, alle diese verschiedenartigen Elemente zusammenzuhalten.

Ein Spezial-Frauenklub ist der „University-Club for Ladies“ (Univeritätsklub für Damen), dessen wenige kleine, aber zierliche Räume nur den mit Graden ausgezeichneten Studentinnen, den praktizierenden Ärztinnen u. s. w. geöffnet sind. Zum mindesten muß man drei Semester eine der Londoner Frauenhochschulen: Girton-, Newnham-, Cambridgekollege u. s. w. besucht haben. Für und wider die Mitgliedschaft entscheidet hier, wie fast in allen anderen Klubs, die Abstimmung durch weiße und schwarze Äugeln. Jede Kandidatin muß durch einige Mitglieder vorgeschlagen werden.

Wer so glücklich ist, fünf Guineen Eintrittsgeld und einen ebenso hohen Jahresbeitrag zahlen zu können, thut wohl daran, dem Ideal aller Klubs, dem „Albemarle-Klub“ beizutreten, denn dieses vornehme Dach wölbt sich über einer 800 Köpfe starken, aristokratischen Gemeinde von Damen und Herren. Den herrlichen Räumen schließen sich auch hier Toilettenzimmer an; Schlafzimmer sind nicht vorhanden. Als Aufnahmebedingung für die Herren gilt die Mitgliedschaft in einem der vornehmen Herrenklubs. Man bewirbt sich hier um eine Vakanz, wie um einen Deputiertenstuhl, doch da die runde Zahl 800 nicht erweitert wird, erschließt nur der Tod oder Rücktritt eines Mitgliedes dem zunächst auf der Liste Stehenden die Thore dieses Klubs, der seit 20 Jahren besteht und für sorglos fidele Lebemannsien ein wahres Paradies ist.



Die ersten Rosen.

Nach dem Gemälde von Rud. Rößler.

Photographie-Verlag von V. A. Heck, Wien.

„Fragen Sie immerhin, bei mir steht ja die Antwort,“ erwiderte sie lächelnd.

Dann aber, als er sie in den Tanzsaal zurückgeführt hatte, wo die Musiker schon wieder einen Walzer intonierten, überfiel sie plötzlich eine ungeheure Müdigkeit.

Sie fühlte sich erschöpft wie nach großer Anstrengung. Es war ihr, als fänden ihr die Augen in den Kopf hinein, ganz tief hinein wie in eine Höhle, als reckten sich ihre Züge in die Länge und als würde das Lächeln um ihre Lippen steinern.

„Jetzt muß ich alt aussehen,“ dachte sie und zwang mit aller Willenskraft das ebbende Leben in ihr Gesicht zurück. Sie tanzte heute mehr als sonst; sie wollte sich und den anderen zeigen, wieviel sie begehrt, ja bestürmt wurde; auch brauchte sie die Auflockerung durch den Tanz. Wie sie dahinslog über die spiegelglatte Fläche, leicht gestützt und gehalten vom Arm ihres Tänzers, gewiegt von den lockenden Klängen des Walzers: da fühlte sie eine bis dahin kaum gefannte, stürmische, berauschte Freude am Leben durch ihre Adern fluten. „Purpurner Wein in goldenem Kelche, purpurne Blüte in grünem Goldnem Laub,“ ging es ihr durch den Sinn wie ein Gesang, eine klingende Melodie, der Refrain eines Gedichtes, das sie eben erlebte. Und die Blicke, die bewundernd an ihr hingen, summten die Untermelodie zu dem entzückenden Liede. Aber mitten durch den klingenden Glanz dieser Freude kam ein anderer Ton dahergezogen; sie hörte ihn deutlich, als Klänge er unmittelbar vor ihrem Ohr: „Die Blätter werden golden, ehe sie fallen.“

Hedda wurde blaß, ein Frösteln ging ihr den Rücken hinunter, Füße und Arme gehorchten ihr nicht mehr; sie sagte ein paar rasche Worte von großer Müdigkeit, die sie befallten. Ihr Tänzer führte sie zu ihrem Plage.

„Gnädigste Frau haben sich heute zu viel zugemutet,“ sagte er bedauernd.

„Zu viel zugemutet!“ Für ihr Alter — freilich. Es herbstet; der Saft strömt nicht mehr stark und voll durch die Zweige; die Blätter sitzen schwank auf den Stielen. Ein Windstoß, und sie fallen. Goldig und purpurn, wie sie sind, schöner fallen sie, als sie je gewesen.

„Laß uns heimgehen,“ sagte Hedda zu ihrer Tochter, die zu ihr geeilt war und die Mutter blaß und seltsam starr im Sessel lehnen fand.

„O wie schade — es ist so schön!“ sagte Liesbeth, und gleich hinterher: „Natürlich — sofort, Mama. Ist dir so elend zu Mut?“

„Ja — sehr elend,“ sagte Hedda und sah die Tochter mit mattem und doch forschendem Blick an. Wie frisch Liesbeth aussah; auf den runden, sanften Wangen kaum ein tieferes Rot, in den Augen weder Funken noch Glänze, nur ein liebliches Leuchten wie von heimlichem Glück, die Haltung elastisch, als beginne eben erst das Fest des Lebens. Jugend! Jugend!

Frau Hedda erhob sich, eine schwere Müdigkeit, die ihre Füße fesselte, in allen Gliedern. Sie hatte eine große Sehnsucht allein zu sein, zu Hause, unbeobachtet, einsam mit der kalten Schwere in sich. Sie hatte heute noch mit ihr zu reden, dieser kalten Schwere, und Hedda fürchtete das Zwiegespräch mit ihr und ersuchte es doch. Denn sie wußte schon, man muß jedem Gespenst kühn ins Gesicht sehen — dann hat es fast immer menschliche Züge; nur von fern, mit undeutlichen Umrisen, ist es ungeheuer.

Mutter und Tochter saßen schweigend im Wagen einander gegenüber. Liesbeth beugte sich hin und wieder vor, als wolle sie ihrer Mutter etwas sagen und wage es doch nicht, denn Hedda lehnte starr in ablehnender Haltung in ihrer Ecke.

Aber zu Hause, vor der Thür von Heddas Schlafzimmer, schlang Liesbeth den Arm um die Mutter. „Laß mich noch eine Minute bei dir sein, Mama; ich — ich habe dir etwas zu sagen.“ Sie schmiegte ihre Wangen an die der Mutter.

Aber Hedda bog den Kopf zurück und löste sich aus Liesbeths Arm. „Morgen, mein Kind — heut bin ich nicht imstande —“ Ihre Stimme klang heiser; sie brach ab, schob Liesbeth von sich, trat in ihr Zimmer und drehte hinter sich den Schlüssel um.

„O über die ungeheure Selbstsucht der Jugend!“ murmelte sie mit entfärbten Lippen. „Sie sieht, wie ich leide, und will mit mir schwagen von ihrem Glück!“

Und da war das Gespenst, vor dem sie sich gefürchtet hatte, und sprach zu ihr mit heiser rannender Stimme: Neid! heißer, hoffnungsloser Neid auf die Jugend — auf ihr eigenes Kind, das neben ihr den vollen Becher des Lebens an die frisch geputzten Lippen setzte, während sie da stand, den leeren Pokal in der Hand, verjähmte vor Durst und todmüde — viel zu müde, um ihn noch einmal zu füllen.

Frau Hedda legte mechanisch Schmuck und Gewänder ab — die Jungfer hatte sie fortgeschickt. Sie trat nicht wie sonst vor den Spiegel. Wozu auch? Sie wußte, sie war noch schön — schöner als je; denn „die Blätter werden golden, ehe sie fallen.“

Sie löschte das Licht, schmiegte sich in die Kissen, zog die seidene Decke über die Schultern. Sie war so müde, so müde. Alle die Thränen, die sie heute nach innen geweint hatte, lasteten auf ihr, als wäre jeder nicht vergossene Tropfen ein Stein, unter dem etwas lag, das sie jetzt nicht mehr sehen konnte und doch gern noch einmal gesehen hätte, ehe sie davon Abschied nahm für immer. Müde, müde! So müde, daß sie nicht schlafen konnte, daß sie nur regungslos dalag mit geschlossenen Augen, gelähmten Gliedern und brennendem Hirn, durch das ein Heer von halben, schemenhaften, abscheulichen Gedanken jagte. Jetzt blieb einer der Gedanken stehen, wurde deutlicher: „Sie wollte mir etwas sagen — noch heut. Was war es?“

Und Hedda sah das junge Gesicht wieder vor sich, wie es zu dem ihren neigte, ganz Frische, Glanz und Glück. Und nun sah sie daneben noch den andern, neuen Ausdruck auf den altvertrauten Zügen: holde Scham. Da schlug es wie eine Flamme über Hedda hin: „Sie liebt! Sie wird geliebt! Und das wollte sie mir sagen!“

Und nun kam etwas ganz Neues über Hedda: eine Sehnsucht, so glühend, so hoffnungslos und so überwältigend, wie sie nie zuvor Nehliches empfunden hatte. Sehnsucht nach der Liebe. Nicht nach der eines bestimmten Mannes. Sie liebte keinen, hatte schon lange keinen geliebt — mit jener Liebe, die zwingt und beseligt. Der Trübel, in dem sie lebte, hatte keiner Empfindung Zeit gelassen, sich zu vertiefen und über ihr ganzes Wesen auszubreiten. Jetzt aber, in der Einsamkeit

dieser Nacht, zum erstenmale bewußt entre deux âges, von dem einen noch alle Sehnsucht nach Glück, von dem andern schon die Erkenntnis, daß es keins gebe, im Herzen: da sah sie plötzlich alle die reizenden Nichtigkeiten des Lebens von sich abfallen. Und es dünkte sie, als habe sie gar nichts genossen, als sei ihr Leben gar nichts wert gewesen, weil ihm das Höchste, nein das Einzige gefehlt habe, das es lebenswert gemacht hätte. Die schlimmste Reue, die Neue, nicht gethan, nicht genossen zu haben, wühlte in ihr. Aber plötzlich schlug Hedda die Lider auf und schaute mit den brennenden Augen ins Dunkel, als leuchte ihr daraus etwas entgegen. War es denn zu spät, nachzuholen, was sie versäumt hatte? War sie denn nicht noch schön?

Aus dem Dunkel herans trat die Gestalt des Grafen Sorms. Er schaute sie wieder an mit jenem Blick — Hedda zog unwillkürlich die Schultern zusammen. Das Blut sloß ihr schneller durch die Adern, ins Gesicht. Vielleicht —!

Wenn das Liebe war, was aus seinen Blicken sprach, was jetzt in ihren Adern rollte — jene Liebe, die mehr wert ist als das ganze übrige Leben.

„Jene Liebe, die mehr wert ist als das übrige Leben!“ Hedda richtete sich auf, ein Angstgefühl überkam sie. Va banque durfte sie mit ihrer Zukunft nicht spielen; dazu war sie nicht mehr jung genug. Sie mußte denken.

Und sie dachte sich Sorms als ihren Gatten, sich als seine Frau — zusammengehörig fürs Leben. Und ein eisiges Frösteln überhaunerte sie.

Ja, vor neunzehn Jahren, als sie zum erstenmal vor dem Altar gestanden hatte — vor der unbekannt Welt, die ein rosiges Schleier vor ihr verhüllte, als sie nichts als den Myrtenkranz hinter diesem Schleier gesehen hatte — und die geliebten Züge des Mannes, der ihr ihr aus den Locken nehmen und den Schleier heben würde, hinter dem etwas unbegreiflich Großes und Schönes ihrer harpte — Großes und Schönes! Armes, dummes Kind! Und derselbe Traum wurde immer wieder geträumt, und vor demselben rosigen Schleier stand heute ihre Tochter und hob die Hand, das unbegreiflich Schöne zu schauen — armes Kind! Armes, dummes Kind! Ein Erbarmen mit sich selbst, mit ihrer Tochter kam über Hedda, ein zärtliches Mitleid mit der Jugend, mit ihrer Liebe, ihren Illusionen. — Und dann, plötzlich wie eine Offenbarung, die Erkenntnis, daß Jugend, Illusion und Liebe eins seien und daß, weil die Leidenschaft keine Illusionen und die Zukunft keinen Schleier mehr für sie selbst hatten, sie auch nicht mehr jene Liebe empfinden konnte, die Zukunft und Zweck eines ganzen Lebens ausmacht oder doch wähnt, es zu können. Sie konnte nicht mehr lieben — denn sie war alt.

Jetzt erst, mit dieser Erkenntnis, war die Jugend ganz für sie vorüber, war sie alt. — Vorbei! Illusion, Liebe — Jugend vorbei! Frau Hedda bewegte die Hand, als wolle sie noch nach dem letzten Stückchen des vorbeiliegenden rosigen Schleiers haften; sie breitete beide Arme aus, und dann schlug sie beide Hände vor die Augen und weinte. Unaufhaltsam, in heißen Strömen flossen ihr die Thränen, wie sie nur über das Grab fließen, in das man den geliebtesten Toten gesenkt hat.

Und mitten im Weinen schief sie ein. — Als sie erwachte, glänzte der schönste Herbsttag in ihr Fenster hinein. Hedda erhob sich. Ihr war noch traumhaft zu Mut, aber so eigen frei, als habe sie etwas von sich abgethan, was seit lange schwer auf ihr gelastet hatte. Sie schlug den Vorhang zurück und schaute in den Garten. Auf der Dachrinne des Pavillons lag ein leichter Reif, auf dem Laub der Bäume schimmerten Tropfen. Aber darunter leuchtete Purpur und Gold doppelt farbig; die Sonne blühte aus den zahllosen blühenden Spiegelchen, und bis in das geschlossene Zimmer hinein drang der kühle, freie, klare Herbsthauch. Hedda sah durch die licht gewordenen Bäume hindurch weit hinaus in die freie, klare Ebene, die vor ihr lag — weit, klar, frei, kühl und doch farbig, wie sie nur ist, wenn die blauen Venzuebel und der heiße Dunst des Sommers verfliegen sind und der erste Frost zahllose goldene Blätter von den Zweigen gestreift hat. Erst dann ist der Blick frei.

Hedda stand da und strich sich mit beiden flachen Händen das Haar aus den Schläfen, als wolle sie etwas fortwischen, das noch unter den Locken lag.

Dann begann sie sich ohne Beihilfe der Jungfer anzukleiden. Sie schob das weiße Morgenkleid zurück und griff nach einem silbergrauen. Sie bemerkte mit Vergnügen, daß sie gut darin ansah — würdig, aber nicht alt — und mußte über sich selbst lächeln.

„Eins stirbt doch nie in uns Frauen,“ dachte sie, „die Eitelkeit. Sie wechselt nur den Ausdruck.“

Und mit diesem leichten Spott über sich selbst hatte sie die ganze freie Heiterkeit der klugen Frau wiedergewonnen. „Klar und kühl sein, sich selbst und das Leben übersehen, ist auch etwas wert,“ dachte sie.

Sie schellte. Statt der Jungfer öffnete Liesbeth die Thür. Sie slog der Mutter entgegen und umschlang sie stürmisch. „Mama — Mama!“ flüsterte sie und barg das Köpfchen an Heddas Schulter.

Die hob es lächelnd zu sich auf und küßte den frischen Mund. „Nun? Wann wird Kurt Danken zu Mama kommen?“ fragte sie schelmisch.

Liesbeth umschlang sie fester. „O Mama — du weißt?“ „Kind!“ antwortete Hedda. „Sie strich leise über das gesenkte Köpfchen. „Sei glücklich — liebe — träume — solange es Zeit ist,“ flüsterte sie. Sie hatte Thränen in der Stimme. Aber sie schluckte sie tapfer hinunter und fuhr heiter fort: „Ich freue mich mit dir, mein Kind. Kurt wird mir ein lieber — Sohn sein.“

„O Mama, Mama, wie du gut bist! Wie wir dich lieben wollen!“ jubelte Liesbeth. „Kurt sagt, auch er fühle schon jetzt für dich wie für eine Mutter.“

„So — das ist ja nett von ihm,“ antwortete Hedda und konnte nicht hindern, daß sich ihr Mund ein wenig verzog, als biße sie in einen ziemlich sauren Apfel. „Nun komm aber in den Salon, Herz, Kurt wird ja wohl bald erscheinen.“

„Ja — aber Graf Sorm ist jetzt da; er wartet auf dich. — Er sieht so sonderbar feierlich aus, Mama. Er wird doch nicht — o Mama —“

Hedda schob die Tochter von sich. „Was denkst du eigentlich, kleine Närrin?“ erwiderte sie ein wenig rauh. Das Blut war ihr doch ins Gesicht und eine gewisse Bitterkeit in die Kehle gestiegen. Egoismus der

Jugend — der Kinder! Die Alten sollen für sich selbst nicht mehr leben dürfen. Wenn die Jungen sie gleich verlassen, wollen sie doch ihr altes Bild ungetrübt mit sich nehmen.

Aber Hedda schluckte wieder tapfer hinunter. „Da kann Sorms ja gleich meine Abdankung gegenzeichnen,“ sagte sie fröhlich. „Komm, Kleine.“

Sie schritt der Tochter voran in den Salon. Sorms kam ihr entgegen. Er sah wirklich feierlich heut aus — aber gar nicht glücklich oder sehnüchtig. Heute ihn etwa sein gefriges halbes Geständnis und kam er mir, als Kavaliere sein verpfändetes Wort einzulösen — oder es gar geschickt umzuwenden? Wieder stieg Hedda das Blut ins Gesicht.

Nun flammte Sorms Blick auf. Mit der Röthe auf ihren Wangen sah Hedda wieder sehr schön aus, sehr begehrenswert. Er küßte Heddas dargebotene Hand sehr warm.

Sie aber rief lachend. „So feierlich, Vetter? Wissen Sie denn, daß Sie mir auf einmal kondolieren und gratulieren müssen? Ich habe nämlich gestern meinen Abschied als Ballkönigin gefeiert und feiere heute mein Debüt — als Schwiegermutter.“

Sie zog die erröthende Liesbeth an sich. „Ja, ja, man wird alt, lieber Vetter,“ sagte sie und lächelte, denn dem nie aus der Fassung zu bringenden Sorms fehlten augenscheinlich die Worte; er sah zum erstenmal im Leben hilflos aus.

Endlich sagte er mit gezwungenem Lächeln: „Eine so schöne und jugendliche Schwiegermutter wird die Welt allerdings noch nicht gesehen haben —“

„Ja, ja,“ erwiderte Hedda lachend. „Die Blätter werden golden, ehe sie fallen. Nein, widersprechen Sie nicht, Vetter. Es ist einmal so — und Sie brauchen keine tragische Miene dazu aufzusetzen. Alle Jahreszeiten sind schön — der Herbst wie der Frühling. Nur muß man sie nicht miteinander verwechseln. Im Frühling bauen die Vögel Nester — im Herbst schauen sie den Jungen zu, wie sie ins Leben hinausfliegen. Aber auch das Zuschauen hat seinen Reiz. Nicht wahr?“

Modeplauderei.

Nachdruck verboten.

Nizza, März.

Nizza — Welch ein Eldorado! Wie ein Riesenschmetterling, der einen Moment raselt, um seine Farbenpracht, seinen Glanz, seine Eigenart bewundern zu lassen, so liegt Nice, la belle, zwischen dem Meer und den Bergen. Alles lacht und lebt hier. Mit heißer Glut küßt die Sonne das liebliche Fleckchen Erde, schmeichlerisch umfließt es die blauen, schaumgekrönten Wellen, und voll Wonne giebt sich alt und jung dem Frühlingszauber hin. Das bunte, farbenprächtige Bild wird noch unterfützt durch die Fülle köstlicher, eigenartiger Toiletten, die von ihren anmutigen Trägerinnen — welche Dame der Nizza-Kolonie verdient nicht dieses Prädikat! — mit Grazie auf dem Quai Massena und der Promenade des Anglais gezeitigt werden. Es sind übermüthige Farbensymphonien, diese Kostüme, schillernd in allen Nuancen wie die Kolibris, und doch zu wirkungsvollem Ganzen geeint. Vorherrschend ist gemusterte Liberty-Seide, die, weich und anschniegbar, reizende Wirkung erzielt. Eine Toilette in zartem Blau, bedeckt mit langen, grünen Ranken und rosa Blüten, ist ganz apart durch den weiten, willkürlich gerasteten Rock, sodas die Bestgerin dieses kleinen Meisterwerkes wie in Wolken gehüllt erscheint. Allerdings darf man nur sehr zierlich gewachsen sein, um diese jetzt beliebten „robes de nuages“ tragen zu können. Die Bluse, auf festem Futter mit Fischbein gearbeitet, ist gleichfalls ganz nach Belieben gebauscht, nur der Rücken glatt. Dazu rosa Tuchärmel, einen gleichen Gürtel und um den Hals statt des beengenden Stehtragens einen 20 Cent. breiten Tuchstreifen, der sich in weichen Falten anschniegt. Die ganz weiten Puffärmel reichen nur bis zum Ellbogen; den Unterarm bedecken grünliche suède-Handschuhe, das Köpfchen schmückt eine Toque aus blauem Sammet, vorn mit einer rosa Tuchschleife gepußt, aus der zwei grüne Flügel emporstreben.

Die Zusammenstellung von Tuch mit Liberty-Seide ist ebenso neu wie originell. Ältere Damen bevorzugen Moiré-ärmel, wie denn überhaupt ganze Toiletten aus Moiré für sehr chic gelten. Moiré à pois mit erbsengroßen Tupfen sieht sehr vornehm aus und wird zu weiten Röcken mit kurzen Paniers verarbeitet. Die Taillen, blusenförmig, gezogen oder gefaltet, mit weiten Ärmeln, aus denen vom Ellbogen ab eine breite Spitze, mit Pailletten besetzt, fällt, die auch den faltigen Gürtel und Stehtragen bildet. Helles Grau, Violett und Grün sind vorherrschend. Krepp in ganz eigenartiger Musterung, mit thalergroßen, runden Eindrücken, ist ein sehr beliebter Stoff, zumal in prune, Schwarz, und für die Jugend in Weiß, turquoise und feu. Ganz originell ist ein solches feu-farbenes Kostüm mit glattem, weitem Rock, den rückwärts zwei augenährte schwarze, 10 Cent. breite Sammetbänder — zu beiden Seiten der hinteren Bahn — schmücken, die unten am Rocksaum in großer Schlinge endigen. Eng anliegende Taille, schräg geschlossen, mit einem weißen ausgeklagelten Tuchstreifen begrenzt, dazu breite, bis auf die Ärmel reichende Aufschläge aus schwarzem Sammet. In dem linken ein Knopfloch, um eine Orchidea oder Gardenia — die Mobeblumen — befestigen zu können. Stehtragen, aus einem breiten Sammetstreifen bestehend; Keulenärmel aus Krepp. Dazu ein vielfach gebogener, flacher, durchbrochener Basthut mit einer reichen Garnitur aus Mohnblüten und Sammetband.

Nur wenn die strahlende Sonne mit ihrem Liebling Nizza ein wenig schmollt und sich hinter graue Wolken versteckt, kommen die Serge- und Tuchkostüme zum Vorschein, über die vielfach Jden- oder Duse-Jäckchen — weit geschnittene Vole-ros — aus Sammet oder Serge, mit einer runden Passe aus Goldstickerei getragen werden. Voile, Loden, Alpaca und Mozambique — eine Abart des Barege — alles einfarbig oder mit kleinwinzigen Mustern, sind die Neuheiten der Saison. Der Doppelrock und die Tunika sind von neuem in Mode gekommen, ebenso die Keileinsätze, rechts und links oder nur an einer Seite, aus absteigendem Stoff.

Sehr vornehm erscheint eine Toilette aus Ila Voile mit gelben, kleinen Kränzen, deren Rock zwei schmale Keile aus gelbem Sammet aufweist — bei der Weite des Rockes eine angenehme Unterbrechung. Die Taille hat angeschnittene Paniers und rückwärtigen Faltenwurf, der bis auf den Rocksaum fällt; der Rand ist mit einem schmalen, gelben Sammetstreifen um-

geben. Gelbe Sammetärmel, von 25 zu 25 Cent. durch einen gezogenen Stoffeinsatz unterbrochen. Dazu eine Toque aus gelbem Sammet mit Parmaveilchen und sechs Kolibriflügeln, die in Form eines Sternes geheset sind, garniert.

Die Capes, ganz kurz und aus zwei Kragen bestehend, werden hauptsächlich mit Felt garniert oder mit Straußfedern umrandet, wie denn Felt sich mehr denn je der Gunst der Mode erfreut. Neu sind auch die Capes aus buntem Seidengeflecht, das den in Deutschland bekannten Pöpsen aus Nähseide ähnelt; sie sind an einer schmalen Sammetpasse angebracht und weisen eine dicke Straußfeder als Kragenabschluss auf. Auch gemischte Capes, aus sechs übereinanderfallenden Kragen in schwarzem und weißem Tuch, schwarzem und weißem Sammet sind sehr beliebt, und vorzugsweise sind es Französinen, die, vielleicht ganz unbewußt, diese preussischen Farben mit sehr viel chic und Grazie tragen. So findet man überall, selbst im französischen Süden, Erinnerungsschilder an die Heimat, unter deren Blick einem noch wärmer zu Mute wird, als es selbst unter den warmen Sonnenstrahlen der Fall ist. Eillian.

Promenaden- und Besuchs-toiletten.

(Hierzu Titelbild S. 151.)

Für die Promenade und Visiten an schönen Frühlingstagen bringen wir auf dem heutigen Titelbilde ein paar anmutige Toiletten, die an frischem Reiz nichts zu wünschen übrig lassen. Fig. 1 zeigt ein auch für etwas ältere Damen geeignetes Kleid, das aus



seinem, granitartig jaspierem Wollstoff besteht und mit einer Tunika gearbeitet ist, die sich vorn tuchartig gestaltet und nach hinten wie zu einem Schoß verfürzt (siehe nebenstehende Rückansicht). Ein breites, schwarzes Moiréband begrenzt den unteren Rand und schürt sich seitwärts zu einer flotten Schleife. Die hinten glatte Taille zeigt vorn ein paar schräg arrangierte Reile, die ein glattes Plastron aus ockergelbem Tuch einschließen, dem in der Mitte eine flache Kollfalte aufliegt. Den aus demselben Stoff gebildeten Stehkragen umschließt eine vorn zur Schleife geknüpfte Krawatte aus schwarzem Moiréband; ein gleichfalls mit Schleife geschlossener Moirégürtel umschließt die Taille. Vervollständigt wird die Toilette durch ein Jäckchen mit hinten faltig auspringendem Schoß, während die, wie ersichtlich, auseinander tretenden Vorderteile breite Moiréaufschläge tragen, denen sich ein gleicher Kragen anschließt. — Die für junge Damen bestimmte Toilette Fig. 2 besteht aus einem beigefarbenen Kleide mit seitlich geraffter Tunika. Die Pelarine ist aus

schwarzem moiré gebildet und mit leichter schwarzer Seide unterfüttert. Die Form stellt den für junge Damen besonders beliebten Hohenzollernkragen dar, der an unserer Vorlage mit einem zweiten Kragen geschmückt ist. Den Rand der Pelarine, sowie des Kragens begrenzen kleine, in Kollfalten gelegte Frisuren aus 2 Cent. breitem Atlasband und doppelt gelegtem Spigentüll, deren Ansatz je eine schmale Perlenborde deckt. Auf dem kleinen Krage ruht ein vorn und hinten spitzer Teil, der mit Frisuren aus Seidenband und Tüll garniert ist; in gleicher Weise ist der Stehkragen ausgestattet. Der Halsansatz vorn deckt eine volle, gekräuselte Rosette, von der ein paar lange Bänder herabflattern.

Bezugquelle der Modelle: Berlin, J. A. Heese, Leipzigerstr. 87.

Neue Bücher.

„Helmut von Moltkes Briefe an seine Braut und Frau und an andere Auserwählte.“ 2 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. — Die hier veröffentlichten Briefe zeigen den berühmten Strategen und Schweiger von einer ganz neuen, höchst sympathischen Seite: als liebenden Bräutigam, als treubeforgten Gatten, kurz als einen auch in seinem Privatleben ausgezeichneten lebenswürdigen und einfachen Menschen. Die interessanten Briefe sind in der ungekürzten Gestalt der gesamten Originale, die sich im Besitz des Neffen Moltkes, des Majors v. Burt, befinden, erschienen. Sie vervollkommen das Bild des genialen Mannes, da sie uns seine edelste und beste Seite, sein treues Herz, kennen lernen lassen.

„An indischen Fürstenhöfen.“ Von Otto C. Ehlers. Zweiter Band. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur (Dr. Hermann Pachtel). — Der Verfasser führt uns in dem sechsten erschienenen 2. Bande nach Kham zum Elefantenzang, nach Manipur, von da in das indische Phäakenreich Burma, nach Rangun, den Andamanen, den Nikobaren, Madras, Pondicherry und endlich nach dem herrlichen meerumrauschten Ceylon, der Perle des indischen Ozeans. Die farbenfrischen charakteristischen Darstellungen aus dem vollständigsten Leben Britisch- und Französisch-Indiens, die Anmut und Leichtigkeit der Schreibweise, sowie der gesunde Humor und die originellen Einfälle, mit denen der Erzähler seine Reiseerlebnisse darzustellen weiß, werden jeden Leser aufs höchste fesseln. Auch dieser Band ist mit zahlreichen vorzüglichen Illustrationen ausgestattet und gleich dem ersten aufs eleganteste gebunden.

„Baltisches Dichterbuch.“ Eine Auswahl deutscher Dichtungen aus den baltischen Provinzen Russlands mit einer literarhistorischen Einleitung und biographisch-kritischen Studien. Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. Neval, Franz Kluge. — Der Herausgeber hat seine Sache mit Liebe angegriffen und ausgeführt. In der Einleitung giebt er einen klaren Ueberblick über die geistigen Bewegungen auf dem Gebiete der baltischen Dichtungen. Dann folgt die Auswahl, die den ganzen Entwicklungsgang der baltischen Poesie berücksichtigt, mit den Lebensschilderungen der Dichter des 19. Jahrhunderts. Der Herausgeber, selbst ein begabter Dichter, hat in der Auswahl guten Geschmack bewiesen. Die meisten Gedichte, so besonders die von Paul Fleming, M. N. von Stern, Burchard Waldis und Freiherrn von Grotthuß selber zeigen echt deutsches Wesen und Empfinden. Die beigelegten Holzschnittportraits sind vorzüglich ausgeführt; die Ausstattung des „Dichterbuches“ ist vornehm und geschmackvoll. Das poetisch und literarisch wertvolle Werk ver-

dient in der That eine eingehende Beachtung und Würdigung seitens des deutschen Publikums.

„Auf Urlaub in Amerika.“ Von Georg Schweizer. Berlin, Karl Sigismund. — Der Verfasser, bereits durch eine treffliche Schilderung seiner Reise in den Orient bekannt, war im vorigen Jahre dem großen Strome der Reisenden nach Chicago gefolgt und hat seine Beobachtungen und Erlebnisse in einem Buche niedergelegt, das den Leser in ansehnlicher Weise nach New-York, durch die Weltausstellung, dann über Colorado nach Kalifornien, von da über Mexiko und Texas nach New-York zurückführt. Die Landschafts- und Städtebilder, die Leute und ihre Sitten und Gebräuche sind fein beobachtet und mit bemerkenswertem Geschick geschildert. Amerika ist dem Verfasser „das Reiseland fin de siècle, wo man aus einem tiefen Vorn des Neuen, Großartigen und Wunderbaren reiche Belehrung und Anregung schöpft und einen aus den energischsten, muskelkräftigsten Elementen der verschiedensten Nationen des Erdballs sich bildenden Menschenschlag kennen lernt.“ Das Buch bildet einen wertvollen Beitrag für das Verständnis dieses uns noch immer nicht genügend bekannten Landes und enthält auch allerlei nützliche Ratschläge für diejenigen, welche eine Touristenfahrt in die „Neue Welt“ zu unternehmen beabsichtigen.

„Waldvöglein.“ Von S. von Niebelschütz. Mit vier Vollbildern von D. Herrfurth. Altenburg, Stephan Geibel. — Ein wirklich reizendes Buch für Mütter und junge Mädchen, die erstere Lektüre nicht scheuen. Die Erzählung behandelt die Entwicklung eines spröden Mädchencharakters zu voller harmonischer Weiblichkeit. Kein leichter Roman, sondern eine anregend geschriebene, von tiefem, sittlichem Ernst durchwehte Erzählung.

„Das Frauenbuch.“ Ein ärztlicher Ratgeber für die Frau, in der Familie und bei Frauenkrankheiten. Von Dr. med. H. B. Adams, praktischer Arzt in Nordrach. Mit zahlreichen Abbildungen. Erstes Heft. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. — In diesem, auf 14 Hefte berechneten Werke wird eine Ärztin den Frauen aller Stände Aufschluß über die Kenntnisse geben, welche für jede Frau, die ihren Beruf als Gattin und Mutter wirklich erfüllen will, notwendig sind. In leicht faßlicher Sprache, durch viele Abbildungen unterstützt, behandelt die Verfasserin im Hauptteil alle Frauenkrankheiten. Ferner giebt sie Aufklärungen darüber, wie die Krankheiten zu verhüten sind, was zu thun und zu lassen ist, um Körper und Geist durch naturgemäßes Leben vor nachteiligen Einwirkungen zu schützen, und macht mit tiefem Verständnis auf diejenigen Gefahren aufmerksam, deren Nichtbeobachtung der Thätigkeit der Hausfrau und Mutter leider so oft vor der Zeit ein Ziel setzen kann.

„Praktische Kernschnittmuster.“ Von Kurt Behr. I. u. 2. Lieferung. Leipzig, E. A. Seemann. — Die vorliegenden beiden Lieferungen enthalten auf je vier Bogen geschmackvolle Vorlagen für allerlei Gegenstände des Haushautes: Gläserunterläge, Fächer, Handschuhkasten, Bilderrahmen, Teller, Tintenlöcher, Lineal, Monogramm, Schlüsselbrett, Tischplatte, Serviettenring, Nadelbüchse u. s. w. Jede Lieferung kann einzeln bezogen werden.

„Leichtfaßlicher Unterricht im Kleidermachen“, bearbeitet für Schulen und zum Selbstunterricht von Friederike Fischer. Leipzig, Verlag von Hoffmann u. Ohnstein. — Ein Werkchen, das wir allen, die sich ihre Garderobe selbst anfertigen wollen, warm empfehlen können. Das erklärende Wort wird durch 74 in den Text gedruckte Schnittmusterübersichten wirksam unterstützt, und gerade in der Einfachheit des ganzen Systems liegt auch die Gewähr der leichten Erlernbarkeit. Wenn sicheres Zuschneiden auch noch lange nicht die ganze Schneiderkunst ausmacht, so ist es doch die Grundlage dafür, und dies leicht und faßlich zu erklären, ist ein Vorzug des wohlfeilen Wertes.

Akrostichon.

Man soll die folgenden Buchstaben durch Hinzufügung je eines Buchstabens rechts und links, stets da, wo ein Sternchen sich befindet, zu vollständigen Wörtern ergänzen, und zwar so, daß die hinzugefügten Buchstaben, von oben nach unten gelesen, die Namen zweier berühmter deutscher Maler bilden, deren einer links, der andere rechts steht.

- * anto *
- * fend *
- * eufe *
- * lsbet *
- * oman *
- * irke *
- * piu *
- * uri *
- * apth *
- * pla *
- * abja *
- * ako *
- * rful *
- * üdli *

Rätsel.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7
Zeigen sich ich hier geschrieben.
Schimpf und Schande nennt mein Wort,
Schmach bezeichnet seinen Ort.
2 bis 6 wird oft geschlagen
Und erleidet andre Plagen.
1, 2, 3, 5 eine Stadt,
Die viel Ruhm und Ehre hat.
3 bis 7 ist zu schauen
Vor dem Thor gleich grünen Auen.
Willst Du ins Theater gehn,
Die Patrizierin zu sehn,
Nat' ich, magst du dich bequemen
Die ersten 2 bis 5 zu nehmen.

Dr. L.

Unterhaltungs-Aufgabe.

Eine Dame kaufte für den Preis von 500 Mark vier Teppiche, von denen der erste rot, der zweite blau, der dritte grün, der vierte gelb gefärbt war. Der blaue kostete ihr 50 Mark mehr als der rote, der grüne aber noch einmal so viel als der rote, während sie für den gelben nur die Hälfte des Preises des roten zu bezahlen brauchte.

Wieviel kostete jeder Teppich?

Französische Scherzaufgabe.

A ma té icité.

Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 133.
Lustschloß.

Auflösung der Verwandlungs-Aufgabe Seite 133.
„Ehret die Frauen.“

Glentier, Heliotrop, Nittershaus, Eisenhut, Thunelba, Deutschland, Imenau, Elisabeth, Fahrheit, Rosenber, Amsterdam, Ulrike, Eidergans, Niederwald.

Beschreibung des kolorierten Stahlstich-Modenbildes „April“.

Während draußen die Natur ihre letzte, vorbereitende Arbeit für das neue Frühlingsgewand der Erde verrichtet, müssen auch die Damen anfangen an ihre neuen Toiletten zu denken, und wir bringen deshalb heute eine Fülle reizvoller Hüte zur Anschauung unserer Leserinnen, sowie ein paar neuer, sogenannter „Iben-Jäckchen“, die zur Vervollständigung der Frühlingstoilette für die junge Damenwelt dienen sollen.

Fig. 1 zeigt ein Hütchen aus schwarzem Bastgeflecht mit vorn aufgeschlagener Krempe, deren äußeren Rand eine schmale Spitzenröhre schmückt. Eine Kaffee Doppelreife aus schwarzem Moiréband ruht vorn und hinten auf der aufgeschlagenen Krempe. — Fig. 2 veranschaulicht ein Hütchen mit breiten Bindebändern, die sogenannte Maria Stuart-Form, aus braunem Sparteriegeflecht, das sich vortrefflich für junge Frauen eignet. Den vorderen Rand schmückt in der Mitte eine Schleife aus goldbraunem Atlasband, während das Hütchen hinten mit rosa Netzen geziert ist. — Recht eigenartig erscheint das Hütchen Fig. 3; es besteht aus hellem Sparteriegeflecht mit willkürlich gebogener Krempe. Auf der rechten Seite des Hutes befinden sich ein paar blattartig arrangierte Enden schwarzer Spitze, die durch eine Bandrossette mit ein paar hochstehenden Bandschlingen verbunden sind. Die linke Seite ist durch ein großes, leicht gemundenes Bouquet gelb und schwarzer Wiesenblumen, sowie eine Bandschleife geziert.

Sehr geeignet für junge Frauen zu Visiten u. s. w. ist der Perlhut Fig. 4; er zeigt mit dem vorgehobenen Deckel ungefähr die Form der Bretoner Mützen und ist am Rande mit einer vollen schwarzen Spitzenröhre umgeben, die sich nach den Seiten hin verschmälert. Hinten am Hute befinden sich ein paar stehend arrangierte Straußfedern, die von zwei Tufts orangefarbener Mützen eingeschlossen sind. — Ebenfalls für jüngere Frauen geeignet ist das mit schmalen Bindebändern versehene Hütchen Fig. 5. Es besteht aus maizgelbem Phantasiergeflecht, das über einem kleinen, aus golddurchwebtem Tüll gearbeiteten Untergestell arrangiert ist. Der vordere Rand ist in ersichtlicher Weise mit Heliotropblüten geschmückt, über denen sich Schleifen aus maizgelbem Atlasband befinden. Auf dem kleinen Kopfdeckel aus Phantasiergeflecht ruht ebenfalls ein Strauß Heliotropblüten, die durch einen Ring aus Strauß zusammengehalten werden.

Fig. 6 und 7 zeigen zwei Iben-Jäckchen, die nach Art der in den 30er Jahren beliebten Spencertailen gebildet sind und die für schlanke, jugendliche Gestalten äußerst chic wirken. Fig. 6 aus blauem Kamungarn ist hinten gerundet, vorn mit mäßiger Schnebe gearbeitet und wird nur im Taillenabschluss mit ein paar großen, durch eine Schnurhänge verbundenen Knöpfen geschlossen. Unter den blauen Stoffrevers befinden sich solche aus schwarzem Moiré, die hinten zusammenstreffen und vorstoßartig den blauen Krage begrenzen. Die Spitzen der schwarzen Aufschläge zieren vergoldete Anker. Die Reulenärmel sind manschettenartig in vertikale Falten gefaltet. Fig. 7 aus lehmfarbenem Tuch hat hinten, wie Fig. 8 zeigt, eine kurze, vorn eine sehr lange Schnebe und ist in ersichtlicher Weise mit glatten, 1½ Cent. breiten aufgesteppten Tuchstreifen verziert. Das Jäckchen zeigt an dem Schluß die beliebten, thalergroßen Knöpfe aus durchbrochener Bronze, die sich in verkleinertem Maßstabe auf den Nermeln zwischen aufgesteppten Streifen wiederholen. Auch der hohe Stehkragen ist mit solchen Streifen versehen. Das dem Jäckchen Fig. 6 beigelegte Hütchen ist aus grünlichgelbem Sparteriegeflecht gebildet und besteht aus einem flachen Deckel, über welchem sich ein paar halbrunde, sich vorn und hinten zuspitzende Teile legen, die mit stahlblauem Sammet eingefaßt sind. Unter diesen hochstehenden Strohteilen ruhen zu beiden Seiten blaurote Rosen ohne Laub, während vorn, wo sie mit den Spitzen zusammenstoßen, sich volle Schleifen aus schwarzen Spitzen und stahlblauen Bänder befinden. Die Schleifen sind scharf zusammengefaßt und werden von einem breiten Schmuckring gehalten. Ein gleicher Ring umspannt eine hinten an dem Hütchen befestigte Spitzenrossette, die zugleich den Ansatz der Bindebänder deckt. Der zu Fig. 7 gehörige recht jugendliche Hut besteht aus Kuba-Bastgeflecht, das diskret mit Rosa und Grün durchschossen ist und ein feines Farbenspiel gewährt. Die Krempe ist hinten etwas gehoben und der Hut in ersichtlicher Weise mit Schleifen aus breitem, grüngoldig schimmerndem, zweifach gewebtem Atlas- und Moiréband, sowie großen rosa Chrysanthemen garniert.

Bezugquellen der Modelle: Berlin, Hüte: Herrmann Gerson, Fig. 1 und 5; M. Holzmann, Mohrenstr. 29, Fig. 2, 4 und 6; H. Dewig, Seydelstr. 6, Fig. 3 und 7; Jäckchen: Herrmann Gerson, Fig. 6 und 7.

Abonnements auf den „Bazar“ werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von

2½ Mark pro Quartal

(in Oesterreich-Ungarn nach Kurs)

angenommen. — Unsere neu hinzutretenden Abonnenten machen wir besonders darauf aufmerksam, daß die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit nachgeliefert werden, sowohl durch die Postanstalten als auch durch jede Buchhandlung. Die deutschen Postanstalten bewirken jedoch die Nachlieferung nur auf ausdrückliches Verlangen der Abonnenten und gegen Zahlung von 10 Pf. Bestellgeld.

Administration des „Bazar.“

Eine deutsche Bühnenkünstlerin.

Nachdruck verboten.

Die ausdrucksvollste und lebendigste Individualität, die ursprünglichste Empfindungs- und Gestaltungskraft besitzt unter unseren jüngeren Schauspielerinnen Amanda Lindner, eine Künstlerin, die, dank ihrer vorzüglichen Bühnenercheinung, ihrer wohlklingenden und biegungsfähigen Stimme, vor allem aber dank ihrem geist- und seelenvollen Spiel zu den Zierden der deutschen Bühne gehört. Der erstaunliche Umfang ihres Rollenreiches zeigt von ihrem emsigen Fleiß, von der Höhe ihrer schauspielerischen Ausbildung und von der großen Vielseitigkeit ihrer Begabung. Mit gleicher Vollendung spielt sie die schelmische, tadellose Rose Mandanika in dem indischen Drama „Basantasena“ wie das hingebend liebende Gretchen in Goethes „Faust“, mit gleicher Meisterschaft die anmutige und kluge Porzia in Shakespeares „Kaufmann von Venedig“, wie das von Schwärmerei und Vaterlandsliebe durchglühete Birtenmädchen in Schillers „Jungfrau von Orleans“. Amanda Lindner ist unter den heutigen Schauspielerinnen unstreitig die beste Vertreterin dieser Schillerischen Heldin, deren verschiedene Charakterseiten, das ländlich-schlichte Wesen, die religiöse Schwärmerei und die heroische Begeisterung, in ihrem vollendeten Spiel gleichmäßig klar und lebendig zum Ausdruck kommen. Bekanntlich legte sie den Grundstein zu ihrem künstlerischen Ruhme auch mit dieser Rolle, in der sie während der Gastspielfahrten der Meiningen in allen Hauptstädten Deutschlands, wie in Oesterreich, Belgien, Holland, Dänemark, Scandinavien und Rußland einen enthusiastischen Erfolg erzielte. Bei den Rundreisen dieser Meiningen Wandergesellschaft, deren Einfluß auf die deutsche Schauspielkunst von so nachhaltiger Wirkung gewesen ist, stand Amanda Lindner in den Jahren 1886-90 im Vordergrund der berühmten Truppe, der sie trotz vielfacher verlockender Anerbietungen bis zur Einstellung der Gastspielreisen treu blieb.

In ihrer Vaterstadt Leipzig betrat Amanda Lindner schon als sechsjähriges Kind die Bühne; Walther Tell und



Amanda Lindner,
vgl. Hofschauspielerin in Berlin.

der kleine Julius Möppel in den „Wohlthätigen Frauen“ waren ihre ersten Rollen. Wie Anna von Hohenburger und Marie Reichenhofer war sie von den Eltern ursprünglich für das Ballett bestimmt. Aber schon früh bedingte ihre hochaufgeschlossene Gestalt eine Aenderung ihres Berufes, und so wandte sie sich mit vierzehn Jahren der Schauspielkunst zu. Ihre Lehrmeisterin war Antonie Baummeister. Nach ihrer Ausbildung erhielt sie 1885 einen Ruf an das Koburger Hoftheater. Doch schon nach Verlauf eines Jahres schied sie aus dieser Stellung, in der sie für ihre Begabung kein rechttes Feld gefunden hatte. Ihre ganze Veranlagung, die Kraft und Innigkeit ihrer Empfindung, ihre hohe, stattliche Erscheinung, ihr vornehmes Wesen wiesen sie auf die Gestalten unserer klassischen Dramen hin. Im Jahre 1886 kam sie an das Meiningen Hoftheater und fand hier eine in jeder Weise ihr zuzugende Thätigkeit und auch durch das kunstverständige herzogliche Paar, sowie den verdienten Bühnenleiter Chronogel die treffliche Förderung und Weiterbildung. Bei der Auflösung der Meiningen Wandertroupe im Jahre 1890 wurde sie von der Leitung des Berliner Schauspielhauses als Mitglied gewonnen und auf eine lange Reihe von Jahren verpflichtet.

Das Rollenverzeichnis der strebsamen und fleißigen Künstlerin ist, wie bemerkt, sehr umfangreich. Zu ihren größeren klassischen Rollen gehören außer den obengenannten: Klärchen (Egmont), Maria Stuart, Turandot, Braut von Messina, Thelma (Wallenstein), Luitpold (Kabale und Liebe), Amalie (Räuber), Elisabeth (Don Carlos), Katharina (Der Widerspänstigen Zähmung), Hermione (Winternächten), Desdemona, Ophelia, Viola (Was ihr wollt), Miranda (Sturm), Timandra (Philosophie), Margarete (Bluthochzeit), Bertha (Ahnfrau), Preziosa, Esther, Magdalena (Röse von Lyburn), Lydia u. a. Auch in heiteren Rollen hat sie zahlreiche Erfolge aufzuweisen; die jugendliche Anmut ihrer Erscheinung, ihr frischer, geistvoller Humor befähigen sie ganz besonders auch für die Gestalten des feinen Lustspiels, in deren Vertretung sie gleichfalls durch ihre Eigenart in Haltung, Spielweise und Auffassung zu fesseln weiß.

Gustav Dahms.

Kunstgewerbliches.

Nachdruck verboten.

Die deutsche Architektur, die aus dem Studium der antiken Kunstdenkmäler hervorgegangen und den neueren Bedürfnissen angepaßt in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sich zu entwickeln begann, dann bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges in hoher Blüte stand und hierauf langsam dem Verfall entgegenging, hat im Laufe der letzten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts ihre Wiedergeburt in glänzender Weise gefeiert.

Gleichwie durch die Baukunst heute, wie damals, herrliche Denkmäler der Kunst im Renaissancestil geschaffen worden sind, hat das künstlerisch veredelte Handwerk unseren Wohnungen die stimmungsvolle, harmonische Formenfülle wiederzugeben verstanden. Der Renaissancestil ist heute in Bezug auf Architektur, Dekoration und Kunstgewerbe die maßgebendste aller Kunstströmungen geworden.

Neben dieser antikisierenden Richtung laufen in der Kunst und im Kunstgewerbe allerlei andere Richtungen, mehr oder minder mächtig, nebeneinander her. Einen bindenden Zwang kennt weder die Kunst noch die Mode heutzutage mehr; dem individuellen Geschmack wird auf allen Gebieten mehr und mehr freier Spielraum gelassen. Freilich liegt bei solcher Unbeschränktheit der Abweichung in den Formen die Gefahr nur allzu nahe, daß das wahrhaft Künstliche bald dem bloß Gefünstelten Platz macht.

Entgegen der allgemeinen Entwicklung der Renaissance in Kunst und Kunstgewerbe hat sich in der Möbelindustrie in den achtziger Jahren der sogenannte „englische Stil“ (Chippendale), eine Anlehnung an das Rokoko geltend und für Salon und Damenzimmer in gleichem Wert mit Empire und Louis XVI. maßgebend gemacht.

Einen allgemeinen und dauernden Erfolg hatten diese Versuche nicht, und die moderne Möbelindustrie folgt der geläuterten Geschmacksrichtung, die durch die Wiedereinführung der Frührenaissance und der sogenannten Spätgotik gekennzeichnet wird. Unererschöpflich ist die Erfindungsgabe in diesen beiden Stilarten, wenn auch tiefere Tendenzen, symbolische Beziehungen und dergleichen ihnen fernliegen. Die ganze Ornamentik bewegt sich aus-

schließlich im Vegetativen und Figürlichen; reiches Pflanzenornament wechselt mit lustigem Rankenwerk und spielenden Genien ab. Die Schränke, Büffette, Bibliotheken, Truhen, Kasten gleichen heute vollständigen kleinen Bauwerken, die mit Pilastern und Säulenstellungen umrahmt sind. Ueberwiegend werden Steine, Mosaiken, Miniaturgemälde, Silber und Gold zur Ausschmückung dabei verwendet, so daß oft an der Herstellung eines einzigen solchen Kunstmöbels Kunstschleifer, Steinmetzen, Goldschmied und Bildschnitzer beteiligt sind. Die Stühle und Sessel werden meist an den Rücklehnen mit figürlichem oder originellem Laubwerk geschnitten; besonders bevorzugt werden gepolsterte, hohe Lehnstühle. Dieser deutsche Renaissancestil ist jetzt vorherrschend in den Speise- und Herrenzimmern, woselbst die Decke und die Wände in gebiegenster Weise mit hölzernem Tafelwerk ausgestattet werden,

dessen Formen vielfach mittelalterlichen Mustern entlehnt werden, falls sie nicht durch kostbare Teppiche ersetzt sind.

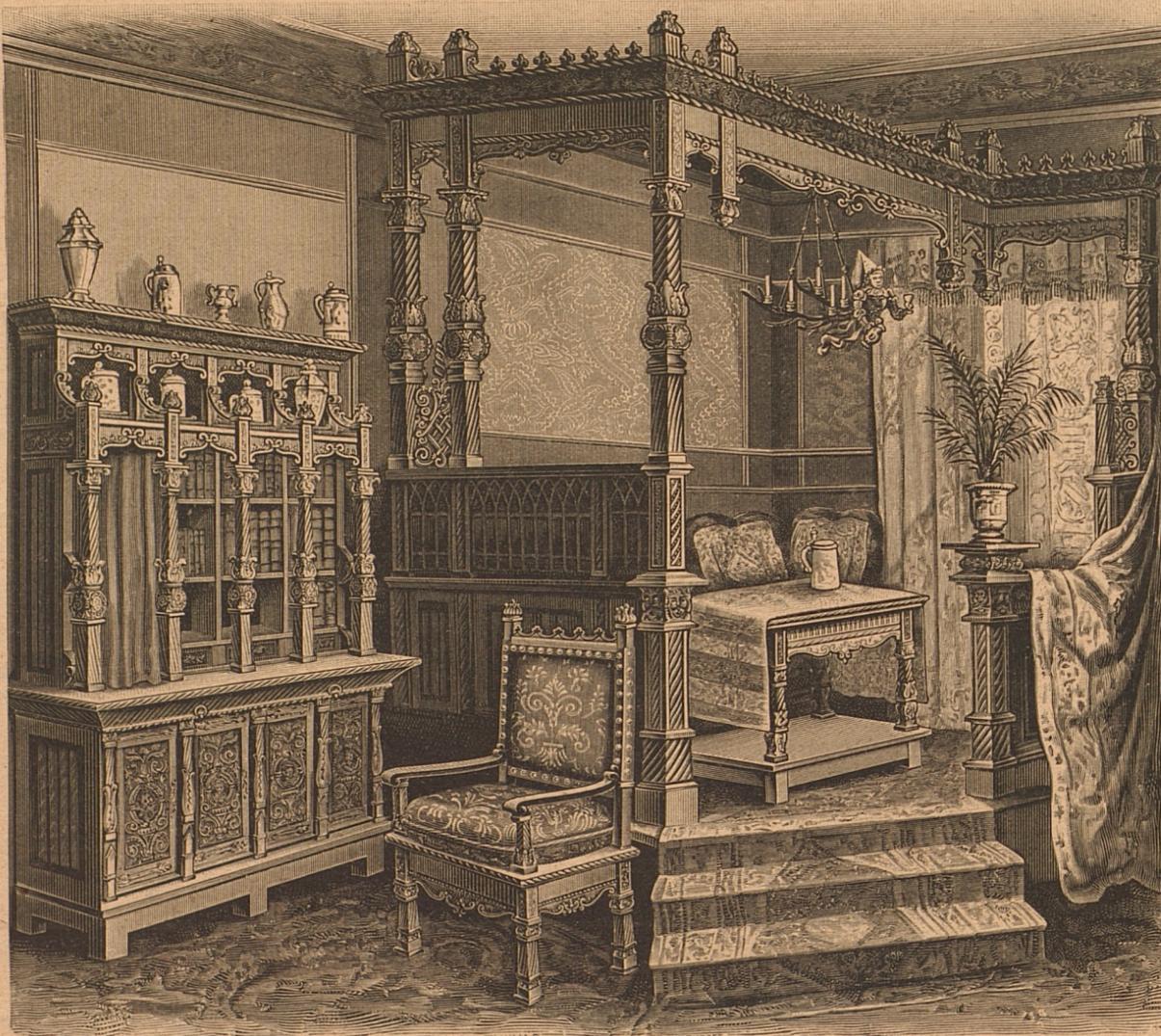
Die auf hoher Stufe stehende deutsche Möbelindustrie hat auf dem Gebiete dieser Holzschneiderei ganz Hervorragendes geleistet. Einen Beweis für die Entwicklung dieses Industriezweiges liefert die beigefügte Abbildung, die das Interieur eines streng im Stil der Frührenaissance gehaltenen Bibliothekszimmers veranschaulicht. Das Mobiliar ist hier in dunklem Eichenholz ausgeführt. Der im Hintergrunde sich öffnende Erker, dessen Decke durch reich gegliederte Säulen getragen wird, erhält durch die schweren, golddurchwirkten Profastoffe, mit denen die Wände bespannt sind, sowie durch die echten persischen Shawls, die als Vorhänge dienen, einen sehr vornehmen Charakter.

Der hier abgebildete große Bibliothekschrank ist im unteren Raum geschlossen, während der Aufbau, das heißt der Obertheil offen und durch vorspringende Säulen in Fächer geteilt ist. Letztere tragen einen vorspringenden Boden, welcher wieder offene, kleinere Nischen trägt, die zurückspringen und durch ein geschnitztes, reiches Gesims überdacht werden. In Eisen getriebene Beschläge sind auf die Thürrahmen aufgeschraubt und schließen sich an die Scharnierbänder. Die hohen, gepolsterten Lehnstühle, von denen unsere Illustration ein Exemplar aufweist, sind mit gobelinartigem Stoff überzogen, welcher heraldische Muster trägt.

Neben solchen kostbaren Prachtstücken liefert unsere Kunstschneiderei auch die einfacheren Gegenstände heute in durchweg geschmack- und stilvollerer Ausführung, als dies vor einem Menschenalter geschah. Während damals die meisten Zimmer-einrichtungen bunt zusammengewürfelte Möbel aufwiesen, haben die Fortschritte in unserem Kunstgewerbe das Verständnis für Stilformen und harmonische Zusammenstellungen so weit gefördert, daß auch in den bürgerlichen Wohnräumen heute fast überall ein erfreulicher Kunstsinne sich bethätigt und ein einheitlicher Stil zum Ausdruck kommt.

Unsere Abbildung ist nach Zeichnungen im Atelier für Möbelschneiderei, Dekorationen und Polstermöbel des Hoflieferanten Friedrich Thierichens (Berlin, Leipzigerstraße 20/21) hergestellt.

U. Hantinger.



Modernes Bibliothekszimmer.

Ausgeführt in dem Atelier von Friedrich Thierichens, Berlin.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

➔ Hierzu koloriertes Stahlstich-Modenbild „April“. ➔